Band 852 • 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

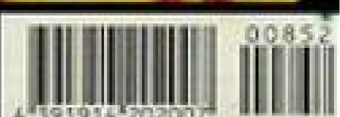
JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Feuer, Asche, altes Blut

Band 852 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16
Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Feuer, Asche, altes Blut

John Sinclair Nr. 852

von Jason Dark

erschienen am 01.11.1994

Titelbild von José Luis Marín

Sinclair Crew

Feuer, Asche, altes Blut

Beau Lambert kroch wie ein langer Wurm über den Boden. Er war mit seinen Kräften am Ende, obwohl dies eigentlich nicht möglich war, aber er hatte versucht aufzubegehren und sich gegen einen Höheren zu stellen, und das konnte ihm zum Verhängnis werden. Es gab jetzt nur noch eins für ihn: die Flucht. Er mußte aus dieser Welt verschwinden, aber wie? Dracula II war stärker als er, und es war seine düstere, von Schatten erfüllte Vampirwelt, in der er sich bewegte.

Lambert kroch über den harten Boden. Er war dunkelgrau, beinahe schwarz, auch porös, und aus diesen Löchern strömte ein nach Moder stinkender Geruch hervor, als würden tief in der Erde zahlreiche Leichen verfaulen.

Beau wußte nicht, wohin er fliehen sollte. Er würde versuchen den alten Friedhof zu erreichen, um sich dort in die Erde einzugraben. Und er hoffte, daß dieses Zeichen vom Herrn und Meister dieser Welt verstanden wurde.

Er streckte die Zunge raus. Sie war lang und schmal und erinnerte an einen vergammelten Schlauch, der jeden Moment brechen konnte. Sie tanzte für einen Moment über den Boden wie die eines Chamäleons, fiel zurück, klatschte auf den aschigen Untergrund.

Der Geschmack ekelte Beau an.

Viel lieber hätte er Blut geschmeckt. Das Blut einer jungen Frau, frisch, hell und sprudelnd wie eine Quelle. Davon konnte er nur träumen. Er befand sich zwar in der Vampirwelt, war aber ausgetrocknet wie ein Schwamm, der auf das Wasser wartete.

Er fühlte sich verdreckt, völlig verschmutzt, und auch seine hellen, beinahe schon gelben Haare hatten einen grauen Überzug aus Asche bekommen. Seine Kleidung war von der Farbe her kaum noch zu erkennen, und sein attraktives, schönes und irgendwie auch engelhaftes Gesicht zeigte nur Erschöpfung und Wut.

Den Friedhof mußte er erreichen. Dort standen die alten Grabsteine. Dort gab es die Eingänge zur Unterwelt, die Verstecke, wo Vampire auf Nahrung lauerten.

Die Zunge fuhr wieder zurück. Sie verschwand mit einem schnalzenden Laut im Mund, und der Vampir schloß ihn, so daß auch seine spitzen Hauer nicht mehr zu sehen waren. Er kämpfte sich weiter vor, und er wußte, daß dieser alte Friedhof mit seinen Gräbern und Verstecken noch ziemlich weit entfernt lag. Es würde eine Weile dauern, bis er ihn erreicht hatte, und das wiederum ärgerte ihn. Noch war Dracula II nicht zu sehen, und Beau sah dies als Chance.

Deshalb raffte er sich auf.

Es war nicht so einfach für den entkräfteten Blutsauger, auf die Beine zu kommen. Er war halbhoch, als sein Oberkörper noch den Schwung nach vorn bekam, er sich aber abstützen konnte, so daß er nicht wieder lang hinschlug.

Er stand!

Er schwankte.

Die letzte Aktion hatte ihn angestrengt. Er bog den hochgewachsenen Oberkörper durch und preßte für einen Moment die Handflächen gegen sein Gesicht. Dann ließ er sie langsam daran entlang nach unten gleiten. Er hörte dabei ein Geräusch, als würde Papier über Papier schaben. So trocken war seine Haut mittlerweile geworden.

Er brauchte Feuchtigkeit, Energie – Blut!

Seine Arme sanken nach unten. Er schaute zum Himmel, der nie hell wurde. Er behielt seine bedrohliche Düsternis stets bei, änderte nur hin und wieder mal die Farbe. Dann war das Schwarz nicht mehr so intensiv, sondern ging in das Grau des Bodens über, als wollten sich beide nicht mehr unterscheiden.

Beau Lambert schaute nicht mehr zurück. Er wollte keine Enttäuschung erleben, er mußte den Weg nach vorn gehen, und er

hoffte zudem darauf, daß die Vampirhexe Assunga, Mallmanns Helferin, nicht plötzlich erschien und über ihn herfiel. Sie stand auf Mallmanns Seite und war ihm treu ergeben. Er und sie bildeten ein Duo, von dem Lambert sich nicht vorstellen konnte, daß es einmal besiegt wurde.

Nicht zurückblicken, nur nach vorn schauen.

Und da lag der Friedhof.

Etwas tiefer, wie gemalt oder eingebettet in eine flache Mulde, die nicht mehr war als ein Tor zur Unterwelt. Er sah von seiner Stelle auch die Grabsteine, wie sie wie klumpige Finger schief aus dem Boden ragten.

Aus Lamberts halb geöffneten Mund zischte es. Ein Laut der Wut, der Gier nach Blut. Seine Hände bewegten sich. Die langen Finger erinnerten ihn an ausgetrocknete Zweige.

Die härteste Strecke lag glücklicherweise hinter ihm. Obwohl er zu den Blutsaugern zählte, dachte er oft wie ein Mensch. Von nun an ging es bergab, ein viel leichterer Weg, und er war sicher, ihn schnell laufen zu können.

Seine Beine bewegten sich. Der Gang war hölzern. Als hätte er eine lange Zeit mit dem Gehen ausgesetzt und wäre erst jetzt wieder dazu gekommen. Mit staksigen Bewegungen nahm er den Rest auf sich. Die alten Grabsteine schienen ihm zuzuwinken, daß er sich beeilen sollte, aber er schaffte es nicht. Sein Gang war und blieb schwerfällig. Hin und wieder mußte er die Arme zu den Seiten hin ausstrecken, um wie ein Seiltänzer das Gleichgewicht halten zu können.

Die Füße schlurften über den Boden. Sie steckten in Schuhen mit harten Sohlen, die kaum nachgaben. Dunkler Staub wurde in die Höhe gewirbelt, und kleine Wolken begleiteten ihn.

Sein Gesicht blieb starr. Er kümmerte sich auch nicht um die graue Asche auf dem Gesicht. Der Kopf war gesenkt, der Blick starr auf den Friedhof gerichtet.

Dabei übersah er einen Stein. Als kantige Stolperfalle ragte er aus dem Boden, und als Lambert mit der Fußspitze dagegen prallte, bekam er das Übergewicht.

Abfangen konnte er sich nicht mehr. Die Welt drehte sich plötzlich, weil er sich gedreht hatte. Über den Aufprall fluchte er.

Schmerzen spürte er keine, aber diese Unterbrechung behinderte ihn wieder für einige Zeit, und das haßte er.

Beau Lambert kam wieder auf die Füße. Er schüttelte den Kopf, als wollte er die zahlreichen Gehirnwindungen wieder zurechtlegen.

Aus seinem Mundwinkel rann ein stinkender Saft, der sich mit der Asche auf dem Kinn vermischte.

Lambert nahm sich vor, in Zukunft besser achtzugeben. Vorsichtig, setzte er nun Fuß vor Fuß. Dabei kam er gut voran, diesmal war kein

Stein da, der ihn hätte stolpern lassen, aber der Ärger mit den Beinen blieb. Sie waren so ausgelaugt wie der gesamte Körper, denn auch sie lechzten nach Blut.

Der Gedanke daran trieb ihm wieder die Zunge aus dem Mund.

Selbst sie fühlte sich trocken an, und er konnte seine Lippen nicht damit benetzen.

Aber er gab nicht auf, und er sah, daß der alte Friedhof näher und näher rückte. Die Grabsteine waren jetzt besser zu unterscheiden, sie hatten Konturen bekommen, es war ein schauriges Bild für den normalen Betrachter, für ihn aber war es so etwas wie eine Hoffnung.

Dort würde er sein Versteck finden können.

Schwankend hatte er schließlich den Grund der Mulde erreicht und blieb dort stehen. Er beugte den Kopf und auch seinen Körper vor. Dabei drang ein tiefes Stöhnen aus seinem Mund, denn zu atmen brauchte ein Geschöpft der Nacht nicht.

Er richtete sich auf.

Er wollte lächeln, das gelang ihm nicht mehr. Seine Gesichtszüge froren ein.

Auf dem Friedhof bewegte sich etwas, denn zwischen den höheren Grabsteinen hatte die Gestalt geduckt gelauert und sich erst jetzt zu ihrer vollen Größe aufgerichtet.

Es war Will Mallmann – Dracula II!

***

Er stand da, als hätte er einen Auftritt auf der Bühne gehabt oder wäre der Star einer schaurigen Filmszene. Beides traf nicht zu, denn dies hier entsprach der Wirklichkeit, auch wenn es sich in einer anderen Welt abspielte.

Wie hatte ich nur denken können, ihm zu entwischen, dachte Beau Lambert. Wie konnte ich nur so dumm sein? Wem gehört denn diese Welt? Nur ihm, nur Dracula II. Er war in diesem Reich der absolute Herrscher. Er bestimmte, wer weiterhin existierte und wer vernichtet wurde.

Beau Lambert glaubte daran, daß er es war, der sehr bald seine Existenz aufgeben mußte. Aber er wollte aufrecht in den Tod gehen und dem Blutsauger mit dem roten D auf der Stirn keine Furcht oder Angst zeigen. Diesen Triumph sollte Mallmann nicht erleben.

Er würde ihm Fragen stellen, und Beau würde sie ihm beantworten, wenn möglich.

Noch stand Dracula II zu weit entfernt. Das allerdings änderte sich, denn mit einer gleitenden Bewegung umging er einen Grabstein, wobei er sich noch kurz mit seiner bleichen Hand auf der Oberkante abstützte, und ging auf dem weichen Boden des Friedhofs direkt dem Abtrünnigen entgegen.

Beau Lambert hatte ihn aufrecht und starr erwarten wollen, um seine Selbstsicherheit zu zeigen, aber er schaffte es nicht. Immer wieder schwankte er, und so konnte er nur hoffen, daß er nicht noch vor die Füße des Supervampirs fiel.

In einer ihm angenehmen Entfernung blieb Mallmann stehen. Er war wie immer dunkel gekleidet, natürlich mit dem langen Mantel, der seinen schwarzen Anzug verdeckte.

Im Gegensatz dazu stand sein blasses Gesicht. Eine Haut wie helle Asche, aber dunkle Augen und das Haar dabei so glatt nach hinten gekämmt, daß es schon wie eine Perücke wirkte. Vorn lief die Frisur etwas spitz der Stirn entgegen, ließ aber für das blutrote D, Mallmanns Markenzeichen, noch Raum genug.

Dracula II sagte kein einziges Wort. Er starrte Beau Lambert nur an. Dann kräuselte ein Lächeln seine Lippen. Lambert wußte, daß er jetzt angesprochen wurde. »Hast du gedacht, daß du schlauer wärst als ich? Daß du in meiner Welt machen kannst, was dir gefällt?«

»Nein, ich hatte…«

»Lüg nicht!« peitschte die Stimme wieder auf. Sie hörte sich kalt und grausam an. Vampire kennen keine positiven Gefühle. Das war dieser Stimme anzuhören.

Der Gemaßregelte senkte den Kopf. Sie redeten wie Menschen, wie Chef und Angestellter. Ihren Worten war kaum zu entnehmen, daß sie zu den Wiedergängern und Geschöpfen der Nacht gehörten.

Mallmann machte es kürz und sprach trotzdem länger. Er brachte Beau Lambert nahe, was er alles falsch gemacht hatte, daß in dieser Welt nur einer herrschte, nämlich er, und er fragte ihn zum Schluß, ob er das auch einsehen würde.

Lambert blieb nichts anderes übrig, als zu nicken.

»Ist das deine ehrliche Meinung?«

»Ja.«

»Dann willst du auch weiterhin ehrlich mir gegenüber bleiben?« fragte Mallmann.

»Ich werde es.«

»Das ist gut!« flüsterte Dracula II, »das ist sogar sehr gut. Schau mir ins Gesicht!« führ er den anderen an.

Erschreckt hob Lambert den Kopf. Er hatte den veränderten Tonfall in der Stimme des Supervampirs genau begriffen, und er ahnte auch, was auf ihn zukommen würde.

Aber Mallmann lächelte. Nur war dieses Lächeln alles andere als echt oder freundlich. Es war das Lächeln des Tigers, der sich darüber freut, vor seiner Beute zu stehen. »Wenn du alles einsiehst, wenn du wirklich erkennst, daß du alles falsch gemacht hast, dann wirst du auch begreifen, daß ich dich bestrafen muß.«

Jetzt war es heraus. Lange genug hatte Dracula II darauf

hingearbeitet, und Beau Lambert, der sich die schon vorgefertigte Antwort bereitgelegt hatte, schrak zusammen.

»Du sagst nichts?«

Beau hob die Schultern. Obwohl er größer als Mallmann war, kam er sich kleiner vor. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich kenne dich und deine Strafen zuwenig.«

»Was denkst du denn?«

Lambert schwieg. Er überlegte. Es gab ja einige Möglichkeiten, sich eines Vampirs zu erledigen. Zum Beispiel durch Pfählen, und dies sprach Lambert auch aus.

Mallmann lachte. »Der Pfahl, der Pflock? Du meinst, daß ich ihn nehme und ihn dir in die Brust ramme, um dein Herz zu zerstören?«

»Das meine ich.«

»Nein!« erklärte Dracula II und ließ wieder Hoffnung in Lambert aufkeimen, die jedoch schnell versickerte, als Mallmann davon sprach, daß er sich für eine andere Möglichkeit der Bestrafung entschieden hatte und noch hinzufügte: »Für ein Experiment…«

Beau Lambert wußte nicht, was er denken sollte. Er war neugierig, aber er traute sich nicht, diese Neugierde offen zu zeigen und nachzufragen. Er sagte nur: »Es bleibt dir überlassen«, obwohl er sich bei diesen Worten auch dumm vorkam.

»Das weiß ich. Was stellst du dir denn vor?«

»Keine Ahnung.«

»Vergiß alles, was du kennst, Beau. Ich werde etwas Neues riskieren, denn ich habe dich für ein wunderbares Experiment ausgesucht. Mit anderen Worten: Ich werde dich zu etwas Besonderem machen. Zu einer Person mit ungeahnten Fähigkeiten.«

Beau Lambert begriff nichts mehr. Er wollte seinen Ohren nicht trauen. Was Dracula II ihm da gesagt hatte, hörte sich nicht eben nach einer Bestrafung an. So wenig er allerdings seinen Ohren traute, so wenig traute er auch den Worten. Mallmann war jemand, der in dieser Welt regierte und die Fäden in den Händen hielt. Er spielte mit allen, hier galten seine Regeln. Die wirklichen Trümpfe hielt er sicherlich noch verborgen. Deshalb war Lambert auch vorsichtig. Er versuchte, im Gesicht des Supervampirs zu lesen. Es war ihm nicht möglich, herauszufinden, was dieser Blutsauger dachte.

Mallmann hatte sich in der Gewalt. Er war ein Mensch, der sich niemals durch profane Reaktionen anderen gegenüber offenbarte.

Schon gar nicht Gestalten der Finsternis, die unter ihm standen.

»Was hast du vor?« fragte Beau.

Die Antwort erfolgte prompt. »Ich werde dich verbrennen!«

Wäre Lambert ein Mensch gewesen, er wäre wohl blaß geworden.

So erschrak er nur heftig und ärgerte sich darüber, daß er sich nicht in der Gewalt hatte.

Es gibt Waffen, gegen die auch Vampire nichts tun konnten. Dazu gehörte das Feuer.

Flammen waren wild, Flammen war unkontrollierbar. Sie kannten kein Pardon. Sie vernichteten alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Sie fanden immer ihren Weg. Sie wühlten sich durch. Sie zerstörten alles, auch den Körper der Blutsauger. Wenn das passierte, war er endgültig vernichtet, dann blieb von ihm nur Asche zurück.

»Das… das willst du tun?«

Mallmann nickte, während er schon in die rechte Tasche seines Umhangs griff. »Ja, das werde ich tun. Es ist wunderbar für mich. Es ist das große Experiment, der erste Versuch, und ich bin gespannt, ob ich meine Chance bekomme.«

Diese Erklärungen waren Beau Lambert fremd. Er hörte sie sich an, aber er kam mit ihnen nicht zurecht. Er wußte auch nicht, weshalb ihn Mallmann töten wollte. Er und der Supervampir waren im Prinzip gleich. Sie wollten Blut, und warum sollte die eine Krähe der anderen denn ein Auge aushacken? Mallmann wollte die Herrschaft der Blutsauger.

Wenn er jetzt damit anfing, seine Artgenossen zu vernichten, entbehrte das jeder schwarzmagischen Logik.

Dracula II hatte die Hand wieder aus der Tasche hervorgeholt.

Lambert starrte sie an. Er wollte sehen, was der andere dort festhielt.

Viel war nicht zu erkennen, und Beau Lambert wollte es noch einmal versuchen.

Da hob Mallmann den Arm. Nahezu lässig schleuderte er Lambert den Gegenstand entgegen, den er aus der Tasche geholt hatte.

Es war ein gläsernes Gefäß oder Behältnis, und es prallte auf den Boden, wobei es zersplitterte.

Lambert hatte den Blick gesenkt und schaute vor seine Füße, wo sich eine Flüssigkeit zwischen den Glassplittern ausgebreitet hatte.

Etwas irritierte ihn.

Es war der Geruch und dann ein Reflex.

Er hob den Kopf an.

Die Flamme war schon aufgeflackert. Ein langes Zündholz klemmte zwischen Mallmanns Fingern.

Sehr bald nicht mehr. Da wirbelte es bereits auf Lambert zu, fiel vor ihm zu Boden und erreichte, bevor die Flamme noch erlosch, das ausgelaufene Benzin.

Alles weitere geschah so, wie Mallmann es sich vorgestellt hatte.

Beide hörten das puffende Geräusch, das von einem leisen Knall begleitet worden war. Einen Moment später schoß die Flamme hoch.

Sie bildete eine kleine Feuerwand, die sich blitzartig vergrößerte und auf die Gestalt zuraste. Gierig schnappte sie zu.

Beau Lambert stieß nicht einmal einen Schrei aus. Er sah nur

erstaunt aus, als könnte er noch immer nicht fassen, daß sein Ende nun gekommen war…

***

Auch Mallmann rührte sich nicht. Wenn je der Ausdruck gelassen auf einen Vampir zugetroffen hätte, dann war es bei Dracula II der Fall. Er stand da und schaute zu. Er sah dabei aus wie jemand, der sich am Zucken des Feuers erfreute. Und es war in die Höhe gefaucht. Es hatte seine Beute blitzartig umklammert und sich dabei auch ausgebreitet.

Beau Lambert stand inmitten des Feuers. Er war der brennende Mittelpunkt, und er konnte nichts dagegen unternehmen. In einer hilflos wirkenden Abwehrbewegung hatte er die Arme in die Höhe gerissen, als wollte er das Feuer noch stoppen.

Das schaffte er nicht.

Die Flammen hatten ihre Beute längst gefunden. Sie griffen ihn an, sie verpaßten nichts. Sie hatten seine schmutzige Kleidung in Brand gesteckt, und dieser Feuermantel umgab ihn wie ein Vorhang.

Lambert blieb nicht auf dem Fleck stehen. Er versuchte auch nicht die Flucht. Er bewegte sich nur im Kreis. Dabei schlug er mit beiden Händen gegen die Kleidung, weil er versuchte, auf diese Art und Weise das Feuer zu löschen.

Mallmann schaute nur zu.

Seine schmalen Augenbrauen hatten sich angehoben. Sie paßten sich dem spöttischen Ausdruck auf seinen Lippen an. Der Supervampir genoß dieses Schauspiel, denn Lambert war nicht nur zu seinem Gegner geworden, er hatte ihn auch zu einem Versuchskaninchen degradiert. Nur hatte das der andere Vampir nicht gewußt.

Er loderte wie eine Fackel. Mallmann sah gelassen zu, wie sich das Feuer immer weiter fraß. Es hatte die Kleidung längst verbrannt, die als Schutz sowieso keinen Sinn gehabt hatte. Jetzt war es dabei, den Körper des Blutsaugers zu übernehmen, und wiederum bekam Beau Lambert nicht die Spur einer Chance.

Die Flammen zerschmolzen ihn.

Er lief zusammen wie Gummi. Ein Windstoß schien die Haare erfaßt zu haben. Sie hatten sich aufgestellt. Lambert sah aus, als würde er eine Mütze aus Feuer tragen.

Alles brannte an ihm, nur sein Gesicht lag noch relativ frei, aber auch das wurde erwischt. Das Feuer tanzte über die Haut. Die Augen leuchteten noch einmal auf wie grüne Kugeln, dann aber zerlief die Haut. Sie sah plötzlich aus, als hätte sie sich in dickes Öl verwandelt, das an den Knochen entlangrann.

Beau Lambert verging.

Er schmolz wie Glas, das jemand ins Feuer geworfen hatte.

Es blieb nicht viel von ihm zurück, aber so war es geplant. Gelassen

schaute Mallmann zu, wie die einst so mächtige Gestalt zusammensank. Von ihr war nicht mehr viel zurückgeblieben, selbst die Schuhe waren ein Opfer der Flammen geworden, die allmählich ineinander sanken und von träge stinkenden Rauchschwaden begleitet wurden, die sich zwischen Mallmann und sein Opfer gelegt hatten.

Es war alles okay. Es war für ihn wunderbar gelaufen. Er liebte es, seine Herrschaft auszuspielen, und Beau Lambert war ihm gerade recht gekommen. Ein Beau Lambert, den es nicht mehr in seiner alten Form gab, der nur Asche war, und genau das hatte Mallmann gewollt.

Für ihn jedenfalls war die Asche mehr als wichtig. Die restlichen kleinen Flammen trat er kurzerhand aus, bevor er nachdenklich vor den Ascheresten stehenblieb.

Er hielt den Kopf gesenkt, als wäre die Asche für ihn eine besondere Masse. Sehr genau schaute er sie an, dann bewegte er sein rechtes Bein und schaufelte den Rand der Asche nach innen, wo sie sich zu einem einzigen, grauen Haufen zusammenfügten.

Der war für ihn wichtig.

Er bückte sich.

Obwohl die Asche noch heiß war, steckte er seine Finger hinein und rührte sie um. Er tat so, als wäre er dabei, in der Asche etwas zu suchen, das an Lambert erinnerte.

Ob er es fand, war nicht zu sagen, aber sein Gesicht zeigte einen zufriedenen Ausdruck. In der gebückten Haltung blieb er hocken.

Abermals griff er in die Tasche. Diesmal holte er kein Gefäß mit Benzin hervor, es war etwas anderes, das in seine Hand gefallen war. Sein dünner Mund lächelte, als er die Faust öffnete, denn nun lag der Gegenstand frei.

Es war ein Stein.

Allerdings kein normaler, sondern ein blutrot schimmernder. So groß wie Mallmanns Hand lag er dort wie ein dickes Stück Blut, das im Laufe der Zeit hart geworden war.

Mallmann lächelte.

Er wußte genau, was er da festhielt. Es war seine Existenzgarantie, der unheimliche Blutstein, der ihm die Fortführung garantierte.

Der ihn widerstandsfähig machte und der ihn gelehrt hatte, vor nichts und niemandem Furcht zu haben, abgesehen von sehr ungewöhnlichen Ausnahmen, doch darüber wollte er jetzt nicht nachdenken. Für ihn hatte der Blutstein noch eine andere Funktion.

Nicht grundlos hatte er sich mit ihm in der letzten Zeit beschäftigt, und er würde es auch noch weiter tun, denn in wenigen Sekunden sollte der Blutstein seine eigentliche Feuerprobe bestehen.

Vor Mallmann lag die Asche.

Sie sah so harmlos aus. Sie unterschied sich in nichts von einer normalen Asche, abgesehen von einem leichten Braunton. Bei einem

Windstoß wäre sie weggeweht worden.
Doch es war windstill.
Und Mallmann drückte den Stein in die Asche. Er legte ihn vorsichtig hinein und hatte sich dabei auch auf einen bestimmten Punkt konzentriert. Für ihn war einzig und allein die Mitte wichtig.
Der Stein fand seinen Platz.
Mallmann war zufrieden. Er schaute ihn an. Wegen des dunklen Untergrunds hob sich sein düsteres Leuchten besonders schaurig ab, und die Augen des Vampirs bekamen einen nahezu gierigen und auch leicht stolzen Glanz. Wenn er daran dachte, wem dieser Stein einmal gehört hatte und woraus er bestand, konnte er auch stolz sein.
Es war kein normaler Stein, denn er setzte sich schlichtweg nur aus Blut zusammen.
Blut, das sich einmal im Körper einer für Mallmann ungemein wichtigen Persönlichkeit befunden hatte. Blut des irren und wahnsinnigen Herrschers Vlad Dracula, der in Rumänien seine Blutherrschaft errichtet hatte und als Vater der mordenden Vampire galt.
Sein Blut, seine Macht, sein Geist…
Mallmann dachte daran, daß dieser Stein alles zusammen in sich vereinte. Er war ein magisches Kleinod, auf das er hundertprozentig setzen konnte. An ihm waren schon seine Gegner verzweifelt, denn dieser Blutstein machte Mallmann so mächtig. Er war der eigentliche Herrscher dieser düsteren Vampirwelt, und Mallmann selbst spürte eine gewisse Nervosität, als er auf ihn niederschaute.
Klappte es? Klappte es nicht?
Der Stein mußte ihm helfen. Er sollte seine Kräfte entfalten und sie auch umsetzen. Er sollte den Tod und die Vernichtung überwinden, um Leben entstehen zu lassen.
Gereinigtes Leben, geläutertes Leben, ein Leben, das gegen das resistent war, das es einmal vernichtet hatte.
Vor ihm lag die Asche.
Beau Lambert war offiziell tot.
Aber Mallmann wollte, daß es nicht so blieb, und deshalb setzte er den Stein an.
Dieser Stein war weder zu begreifen, noch richtig zu beschreiben.
Er konnte hart wie Fels sein, aber auch weich wie Gummi, es kam immer darauf an, was sein Besucher mit ihm vorhatte.
Für diesen Versuch brauchte er ihn weich. Dracula II kniete.
Wieder griff er in die Tasche und holte einen dünnen, vorn angespitzten Gegenstand hervor.
Es war ein Messer.
Mit der Spitze ritzte er den Stein an vier bestimmten Stellen kurz an. Nur kleine Schnitte, mehr nicht, er durfte nicht zuviel einsetzen, auch

wenn es ihm in den Händen juckte.
Er schaute zu, wie aus diesen schmalen Öffnungen etwas hervordrang. Es war das alte dunkle Blut, es war nur ein kleiner Tropfen jeweils, aber er vergrößerte sich, kaum daß er Kontakt mit der Luft bekommen hatte. Die Schnitte schlossen sich sofort wieder, kaum daß die Tropfen das Innere des Steins verlassen hatten.
Mallmann verfolgte ihren Weg.
Der Stein lag noch immer an seinem Platz. Er wurde erst weggenommen, als die vier Tropfen in Bahnen an ihm herabgelaufen waren und in die Asche des vernichteten Blutsaugers fielen.
Bei jeder Berührung zischte es leise auf.
Viermal zischen…
Dann der Dampf.
Mallmann schaute fasziniert zu. Der Dampf erinnerte ihn an Nebel, der sich auf eine bestimmte Stelle konzentrierte. Und diese Stelle war eben die Asche des Vampirs, über die er hinwegschwebte und sich auch eben an dieser bestimmten Stelle hielt.
Die Asche und er waren eine Verbindung eingegangen. Mallmann öffnete seinen Mund. Er konnte das Lachen einfach nicht unterdrücken und schaute zu, wie sich nicht nur der Rauch bewegte, sondern auch die Asche. Das Blut hatte sich darin verteilt. Es war flüssiger geworden. Die vier Tropfen sahen so aus, als hätten sie sich vervierfacht, und so hatten sie aus der Asche einen feuchtklebrigen Schlamm produziert.
Nichts anderes hatte der Supervampir gewollt. Teil eins seines Plans war voll und ganz aufgegangen.
Lief noch etwas schief?
Mallmann lächelte, als er sich erhob. Er trat einen Schritt zurück, um die Vorgänge von nun an aus der Höhe zu beobachten.
Da war der Rauch, da war die feuchte Asche, und da war die Verbindung zwischen den beiden.
Mallmann hatte viel gelesen, er hatte heftig über gewisse Dinge nachgedacht. Er wußte, daß es so kommen mußte. Seine Hoffnungen waren nicht vergebens gewesen, und sogar er stöhnte auf, als er mit ansehen mußte, wie sich die feuchte Asche plötzlich bewegte und es dabei nicht blieb, denn sie zog sich zusammen, so daß sie einen Hügel bilden konnte, dessen Seiten mit Blasen bestückt waren wie dicke Geschwüre am Leib eines kranken Tieres.
Der Hügel war da. Aber er blieb nicht so, wie er sich gebildet hatte. Er fing an, sich zu strecken. In seinem Innern arbeitete es, und aus der Asche wurde etwas neues Altes geboren.
Lambert entstand.
Zuerst nur als Gestalt, die wie ein unfertiges Lehmbildnis wirkte.
Das allerdings änderte sich schnell, denn die Kräfte des Blutes hielten

auch ihn erfaßt. Sie modellierten seinen Körper weiter.

Eckige Stellen wurden abgerundet, der Kopf bekam die richtige Form, und es entstanden auch die Gesichtsmerkmale.

Plötzlich waren die Augen, die Nase und auch der Mund wieder vorhanden. Als wäre Lambert nie vernichtet worden, und Mallmann konnte es kaum fassen.

Er hatte Mühe, sich zusammenzureißen und ruhig zu bleiben.

Hier in dieser Welt hatte sich wieder einer seiner kühnsten Träume erfüllt. Der gewaltigen Herrschaft war er wieder einen großen Schritt näher gekommen, und die Lippen zerrten sich in die Breite, als er lächelte. In seinen Augen leuchtete die Genugtuung. Endlich war er soweit. Endlich hatte er es geschafft und einen Teil der Kräfte ausgenutzt, die in dieser Welt lebten.

Es war im Prinzip wie auf der normalen Erde. Auch dort entstand Leben, und für Mallmann war dies hier auch Leben.

Nur Menschen hätten es nicht so bezeichnet. Was hier geboren wurde, war eigentlich tot, aber dennoch sehr gefährlich, und es paßte in den schwarzmagischen Kreislauf hinein.

Der Supervampir hatte ein erstes Experiment gewagt und auch gewonnen. Ja, er hatte es geschafft. Es war ihm gelungen, aus der Asche wieder neues Leben entstehen zu lassen, und er wußte nun, daß dieses Wesen etwas Besonderes war.

Wenn er es losschickte, und das hatte er vor, dann würde es seinen Auftrag ausführen.

Lambert stand vor ihm. Er sah aus wie immer. Nichts wies darauf hin, daß er einmal verbrannt worden war. Aber das hatte auch so sein sollen. Es gab gewisse Dinge, die mußten einfach verschwiegen werden, sonst konnte der Erfolg nicht garantiert sein.

Sogar die Haare waren wieder neu entstanden.

Ein schöner, ein interessanter, ein gut gebauter und nackter Mann starrte den Vampir an.

Mallmann nickte. Er ging auf sein Geschöpf zu und faßte es an. Er ließ die Hand an den Muskeln entlanggleiten. Er prüfte die Festigkeit, als wollte er ein Tier testen, und er nickte zufrieden, denn es war alles wieder perfekt.

So wurden Träume wahr…

Zumindest einer. Da war ein Anfang gemacht worden, und Mallmann triumphierte.

Beau Lambert war zurückgekehrt.

Wieder als Vampir, aber gestärkt. Er würde seine Zeichen setzen, das stand fest. Nur nicht mehr in dieser Welt, sondern in der der Menschen. Er würde nicht nur Spaß daran haben, Blut zu trinken, er würde sich auch an etwas anderem ergötzen.

Am Feuer!

Mallmann lachte.
Er kam sich vor wie ein Schöpfer. Ja, er hatte etwas geschaffen.
Unter seinen Händen war der Feuer-Vampir geboren…

***

Es war einer dieser Tage, wo man sich fragte, ob der Frühling überhaupt noch kommen würde. Mitte April, Temperaturen zwischen null und fünf Grad Celsius, dazu der kalte Nordwind – das war kein Wetter, um jemand ins Freie zu schicken. Der menschliche Körper hatte sich bereits auf die wärmere Jahreszeit eingestellt, und manche froren mehr als im Winter.

Es war also ein kalter Schmuddeltag, und sogar Suko und ich waren froh, nicht unbedingt raus zu müssen. Wir wollten einen ruhigen Tag im Büro abreißen, z. B. den Bericht schreiben, der sich mit dem letzten Fall befaßte.

Der hatte uns nach Germany geführt, und es war uns gelungen, den Geist einer Toten zu vernichten. Daß dabei der ehemalige Kommissar Harry Stahl mehr als kräftig mitgeholfen hatte, würde sich bei ihm niederschlagen, denn er hatte endlich einen neuen Job und brauchte sich nicht mehr als Privatdetektiv durchzuschlagen. Man hatte ihm eine Stelle im Staatsdienst angeboten, was immer das auch heißen mochte. Für uns arbeitete Harry beim Geheimdienst, was nicht unbedingt negativ sein mußte. Seine Kompetenzen waren erweitert worden, und er bekam Einblicke in Dinge, die ihm bei seiner vorherigen Aufgabe nicht gewährt worden waren.

Zufrieden mit diesem Fall waren wir trotzdem nicht. Der Abschluß hatte uns nicht gepaßt. Denn die Person, die hinter dem Geist aus dem Totenreich steckte und praktisch alles in die Wege geleitet hatte, war verschwunden oder hatte sich zurückgezogen, um auf eine, bessere Gelegenheit zu warten.

Allerdings kannten wir ihren Namen, und das war schon ein kleiner Fortschritt.

Belial hieß diese Unperson oder der Dämon. Mit ihm wollten wir uns auch beschäftigen.

Glenda drückte mit dem Ellbogen die Tür zwischen ihrem Vorzimmer und unserem Büro auf. Sie mußte sich so bewegen, weil sie ein mit Kaffee und Sandwiches gefülltes Tablett trug und es rasch auf unserem Schreibtisch abstellte.

Wir staunten nur.

»Bitte sehr«, sagte sie.

»Wie kommen wir denn zu dieser Ehre?« fragte ich.

Glenda richtete sich wieder auf und schauderte zusammen. »Kalt ist es hier.«

»Wieso?«

»Ja, es ist kalt.«

»Das ist nur innerlich«, sagte ich. »Du brauchst mal wieder jemand, der dich wärmt.«

Sie lachte. »Willst du das sein?«

»Das habe ich nicht gesagt. Solltest du keinen anderen finden, können wir darüber ja reden.«

»Mal sehen.« Glenda rollte einen Stuhl heran und nahm ebenfalls Platz. Ich schenkte inzwischen Kaffee ein und schaute mir die Sandwiches an. Sie waren mit Roastbeef belegt, und zwischen Brot und Fleisch schauten frische Salatblätter hervor.

»Dann wünsche ich den Herren einen guten Hunger«, sagte Glenda. »Ich habe heute noch nichts gegessen und mußte einfach etwas in den Magen kriegen.«

»Eine tolle Idee«, lobte Suko kauend. »Nur komisch, daß John so etwas nie einfällt.«

Ich schaute ihn an und schwieg ansonsten.

Wir ließen es uns schmecken. Bei diesem Wetter konnte man es sich selbst im Büro gemütlich machen, und wir hatten auch das große Glück, selbst vom Telefon nicht gestört zu werden.

Glenda war ebenfalls noch winterlich gekleidet. Der dicke Pullover hatte einen Rollkragen, und der schmale graue Rock mit den vier Schlitzen an den Seiten reichte bis zu den Waden.

Während des Essens stellte sie Fragen und wollte natürlich mehr über Harry wissen.

Abwechselnd erklärten Suko und ich unserer Sekretärin, daß Harry seinen Weg wieder gefunden hatte.

Glenda nickte. »Das wurde auch Zeit, sage ich mal.«

»Sehr richtig.«

»Und was habt ihr vor?«

Ich tupfte mir mit einer Serviette die Krümel von den Lippen. »Ist ganz einfach. Bei diesem Wetter bleiben wir im Lande, das heißt, im Büro.«

»Wie lange?«

»Willst du uns loswerden?« fragte Suko.

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das nicht gerade. Ich dachte nur an einige längst überfällige Berichte, die ihr mir noch diktieren wollt. Wenn ich mir den Kram immer heraussuchen muß, um ihn dann von Sir James abzeichnen zu lassen, gibt es jedesmal Nachfragen. Ihr aber könnt dem entgehen, wenn ihr von Beginn an…« Sie verstummte, weil ich sie angeschaut hatte.

»He, was ist denn?«

»Nichts, Glenda.«

»Du schaust mich an, als wäre ich nicht ganz bei Trost.«

»Nun ja, ich will nicht fragen, ob das stimmt oder nicht, aber diese

Berichte sind nicht wichtig. Da können sich doch höchstens Sesselfurzer in der Buchhaltung daran hochziehen. Bisher hast du das wirklich toll gemacht, Glenda, Kompliment, und…«

Diesmal störte uns das Telefon. Suko, er saß am nächsten dran, hob ab. »Guten Morgen, Sir«, sagte er und nickte über den Schreibtisch hinweg. »Ja, wir fühlen uns gut.« Er schluckte den Rest des Sandwiches, bevor er sagte: »Klar, wir können auch zu Ihnen kommen. Wann?« Er hörte zu und gab seine Zustimmung.

Ich stellte die Tasse zurück auf das Tablett und konnte mir dabei ein Grinsen nicht verkneifen, was natürlich auch Glenda sah.

»Denkt nur nicht, daß ihr um das Schreiben der Berichte herumkommt!« zischelte sie. »Was heute nicht geschieht, passiert morgen.«

»Da mach dir mal keine Sorgen, Mädchen, das regeln wir schon.«

»Hoffentlich.«

Ich war aufgestanden, weil sich auch Suko erhoben hatte. »Sollen wir sofort zu ihm?«

»Ja.«

Bedauernd schaute ich Glenda an. »Du siehst, Mädchen, die Pflicht ruft wieder.«

»Na ja, wie hätte es bei euch beiden auch anders sein können? Ist schon gut. Bis später.«

Ich hatte noch eine Frage. »Weißt du denn, um was es überhaupt geht?«

»Sorry, John, da bin ich überfragt. Aber ihr werdet die Sache schon schaukeln.«

»Klar. Einmal hin und einmal her.« Im Flur fragte ich Suko. »Wie hat denn seine Stimme geklungen?«

»Nicht übel.«

»Normal?«

»Ja.«

»Dann brennt nichts an?«

Er hob die Schultern. »Wir werden sehen«, erwiderte er und öffnete die Tür, die direkt zu Sir James' Büro führte. Er ging vor mir, und ich wäre fast gegen ihn gelaufen, weil er so urplötzlich und ohne Vorwarnung stehengeblieben war.

Als ich das Lachen hörte, wußte ich den Grund, denn diese Lache kannte ich sehr gut. Sir James hatte Damenbesuch, und zwar war Jane Collins bei ihm zu Gast.

»Träume ich, oder träume ich nicht?« fragte ich kopfschüttelnd, als ich Jane die Hand reichte und mich dann vorbeugte, um sie auf die Wangen zu küssen.

»Du träumst nicht, John.«

»Das ist ein Ding.« Ich holte mir einen Stuhl und nahm Platz.

Zwischendurch nickte ich Sir James zu. »Das hätte ich kaum für möglich gehalten. Zu dieser Morgenstunde.«

»Ich schlafe eben nicht so lange. Das Leben ist viel zu kurz, mein Lieber.«

»So gesehen hast du recht.« Ich schaute Jane an. Sie hatte ihren leichten Wintermantel über den Schoß gelegt und trug ein leicht grünlich angehauchtes Kostüm, dessen Stoff noch etwas rötlich changierte. In der Hälfte des spitzen Ausschnitts schimmerte der dunkle Stoff eines Tops.

»Ein privater Besuch ist das doch nicht?« fragte Suko und schaute Sir James dabei an.

Der hockte wie immer hinter seinem Schreibtisch und schaute uns durch die dicken Gläser der Brille an. »Ich hätte mich über einen privaten Besuch ebenfalls gefreut, aber diesmal ist Miß Collins dienstlich hier.«

»Um was geht es denn?«

»Das wird sie Ihnen selbst sagen, John.«

»Dann los.«

Jane schlug die Beine übereinander und krauste die Stirn. Sie hatte ihr Haar wieder kürzer schneiden lassen, ohne daß es allerdings an eine Herrenfrisur erinnerte. Es sah raffiniert aus, als wäre ein Windstoß hindurchgefahren und hätte die Strähnen genau nach einem bestimmten Muster verteilt.

»Ihr werdet euch wundern, wenn ich sage, daß es auf Brandstiftung hinausläuft.«

»Wundern wir uns?« fragte ich.

»Nein«, erwiderte Suko.

»Warum denn nicht?« Jane hatte große Augen bekommen.

»Weil du«, sagte Suko, »eine Detektivin bist und wir uns vorstellen können, daß dich irgend jemand engagiert hat, um diesen Brand aufzuklären, denke ich.«

»Es waren Brände, Suko.«

»Okay.«

»Aber du hast recht, was das Engagement angeht. Man hat mich tatsächlich engagiert. Ich bin nicht die einzige Person, die für die London Insurance arbeitet. So heißt die Versicherung. Diese Firma zählt zu den Hauptbetroffenen, denn es sind in den letzten zwei Wochen ungemein viele Brandherde in London gewesen. So viele, daß die gesamte Statistik der Versicherung nicht mehr stimmt.«

»Also Brandstiftung.«

»Richtig, John.«

»Hast du eine Spur?«

Jane lächelte. Dabei sah sie so aus, als wollte sie nicht so recht mit der Sprache heraus. Sie schlug auch einen Bogen, denn sie berichtete

davon, was alles abgebrannt war. Dazu zählten das Kaufhaus ebenso wie die Pizzeria oder ein China-Restaurant. Aber auch ein Kino, und in der U-Bahn-Station hatte es auch mal wieder gebrannt.

»Gab es Spuren?« fragte Suko.

»Es waren eindeutig Brandstiftungen. Das haben die Untersuchungen ergeben.«

»Wie kamen sie zustande?« wollte ich wissen. »Hat man Brandsätze in die Geschäfte oder Gebäude geworfen?«

»Nein…«

»Tatsächlich nicht?«

Jane Collins schüttelte den Kopf. »Keine Brandsätze. Dennoch muß es Brandstiftung gewesen sein. Frage mich bitte nicht, John, wie die Experten dies herausgefunden haben. Fest steht, daß es eben dazu gekommen ist. Und damit basta.«

»Gibt es einen Verdacht?« wollte Suko wissen.

Jane warf Sir James einen etwas hilfesuchenden Blick zu. Der Superintendent lächelte nur und nickte ihr aufmunternd zu. »Sagen Sie, was man sich erzählt.«

»Wer erzählt sich was?«

»Zeugen, John.«

»Oh, es gab Zeugen?«

Jane nickte. »Richtig. Und zwar glaubwürdige Menschen, wie ich meine. Nur das, was sie gesehen haben und auch übereinstimmend bestätigen, kam den zuständigen Herren in der Chefetage der Versicherung nicht glaubwürdig vor. Es widerspricht in gewisser Hinsicht einer durchaus nachvollziehbaren Logik.«

»Mach es nicht so kompliziert«, stöhnte ich.

»Es gab da einen Mann, eine Person, die von mehreren Zeugen, an den verschiedenen Brandherden eindeutig identifiziert wurde.«

Ich schwieg, schaute auf Suko, dem die Frage auf den Lippen lag.

»Darf ich das so verstehen, daß dieser Mann immer zuschaute, wie die Gebäude oder Räume abfackelten?«

»Das kommt ungefähr hin.«

»Warum nur ungefähr?«

Jane Collins konnte sich das wissende Lächeln erlauben, denn sie war besser informiert. »Ja, dieser Mann schaute jedesmal zu. Er wurde auch immer gleich beschrieben. Nur gibt es zwischen zuschauen und zuschauen einen Unterschied. Er schaute von innen zu.«

»Was?«

Diesmal lächelte sie mich an. »Ja, mein lieber John Sinclair, du hast richtig gehört. Er schaute von innen zu, aus der Flammenhölle heraus.«

Ich warf Sir James einen Blick zu und sah nur, wie er durch sein Nicken Janes Worte bestätigte. »Das ist ein Hammer«, murmelte ich

und fragte noch einmal nach. »Er stand also in den Flammen, war ein Beobachter und verbrannte selbst nicht?«

»Exakt.«

»Dann muß er ein Wundermann sein.«

»Oder ein Dämon«, bemerkte Jane. »Ein schwarzmagisches Geschöpf. Ich tippe eher darauf.«

Schwerfällig nickte ich vor mich hin. Der Begriff Feuer-Dämon schoß mir durch den Kopf. Ich überlegte schon, nach welchem Raster dieses Wesen wohl vorging, und Sukos Worte hörte ich wie aus weiter Ferne.

»Wenn dieser Mann oder diese Person von zahlreichen Zeugen gesehen wurde, dann konnte er auch genau beschrieben werden – oder?«

»Das stimmt.«

»Wenn man weiß, wie er aussieht, könnte man ihn leicht fangen.«

»Im Prinzip schon. Wenn es da nicht einige hohe Hindernisse gäbe«, sagte Jane.

»Welche?« Diesmal hatte ich gesprochen.

Jane machte ein nachdenkliches Gesicht. »Was ich euch jetzt sage, werdet ihr besser verstehen können als die Zeugen selbst. Jedenfalls fiel der Mann aus dem Rahmen.« Sie kaute für einen Moment auf ihrer Unterlippe, bevor sie weitersprach. »Dieser Mann war ungewöhnlich gekleidet. Er trug keinen normalen Anzug, er war auch nicht locker oder cool angezogen, wie man heute so schön sagt, er hat sich auf ein ganz bestimmtes Kleidungsstück konzentriert, als wollte er damit bewußt auffallen. Dieser unbekannte Mann war mit einem grünen Gewand gekleidet, mit einer Kutte oder einer Toga. Damit fiel er natürlich auf und besonders, weil er innerhalb der Flammen stand und ihnen immer entkam.«

»Er hat sich also einen Fluchtweg offen gelassen«, folgerte ich.

Jane lächelte, und sie schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Nein, so kannst du das auch nicht sehen, John.«

»Verflixt, wie dann?«

»Laß mich erst noch einmal auf die Beschreibung zurückkommen, die ja bisher nichts Ungewöhnliches gezeigt hat, wenn man bedenkt, wie viele gerade extreme Typen hier in London umherwandeln. Dieser Mann trug also ein grünes Gewand, halten wir das mal fest. Übereinstimmend wurde auch gesagt, daß er ein schönes, wenn auch nicht gerade männliches Gesicht gehabt hätte. Weiche Gesichtszüge, in denen allerdings grüne Augen dominierten. Hinzu kommen seine Haare. Sie waren blond, aber nicht richtig blond, sie sahen beinahe gelb aus. So gelb wie ganz helles Feuer. Ist zwar kaum zu begreifen, aber die Zeugen haben es übereinstimmend ausgesagt. Als es brannte und er von den Flammen umspielt wurde, tanzte er sogar hindurch. Er hatte die Arme erhoben, als wollte er jede einzelne Feuerzunge

umarmen. Er war verrückt, er reagierte so, wie man sich überhaupt nicht im Feuer verhielt. Aber das Außergewöhnlichste kommt noch«, sagte Jane und lächelte. »Während er in den Flammen stand oder durch sie tanzte, hielt er stets den Mund weit geöffnet, als wollte er schreien, aber er schrie nicht. Dieses Öffnen des Mundes war die reine Schau, denn er wollte den Zuschauern etwas präsentieren. Was ist das wohl gewesen?«

Die Frage galt Suko ebenso wie mir, und keiner von uns kannte die Antwort.

»Sag du es«, meinte Suko und schob mir damit den Schwarzen Peter zu.

»Ich weiß es nicht.«

Jane lächelte wie jemand, der mehr wußte. »Was ist mit dir, Suko?«

»Ich schließe mich Johns Meinung an.«

Jane stimmte uns zu. »Ich hätte an eurer Stelle nicht anders reagiert. Aber ich weiß mehr, und ich komme wieder auf die Zeugenaussagen zurück. Diese Männer und Frauen haben den Unbekannten aus der Nähe gesehen, sie konnten ihn genau erkennen, und sie haben sich dabei auch auf sein Gesicht konzentriert. Wie gesagt, sein Mund war nicht geschlossen. Sie schauten hinein, sie sahen die Zähne, und ihnen fielen auch die beiden Vampirhauer auf, die aus dem Oberkiefer hervorstachen wie zwei gekrümmte Messerspitzen.« Jane nahm wieder eine andere Sitzhaltung ein und hob dabei die Schultern. »Jetzt seid ihr an der Reihe.«

Wir sagten zuerst einmal nichts. Auch Sir James hielt die Lippen geschlossen.

Ich wandte mich schließlich an ihn. »Sie stimmen mit dem überein, Sir?«

»Unser Informationsstand ist jetzt gleich«, erklärte er. »Ich weiß nicht mehr als Sie.«

»Ja«, murmelte ich, »das habe ich mir gedacht.« Neben mir schnaufte Suko durch die Nase.

»Und die Zeugen haben sich nicht getäuscht? Da bist du sicher, Jane?«

»Ich kann nur wiederholen, was ich hörte. Es gab da einen Vampir in grüner Kutte. Einen Feuer-Vampir oder so…«

»Gesetzt den Fall, es stimmt«, sagte ich, wobei ich davon noch nicht überzeugt war. »Haben die Zeugen auch gesehen, wohin dieser Vampir verschwunden ist?«

»Ja und nein. Da unterscheiden sich die Aussagen. Er wurde ja nie lange beobachtet, denn die Menschen haben zugesehen, aus der unmittelbaren Nähe des Feuers zu entkommen. Es gab Aussagen, die davon sprachen, daß dieses Wesen von den Flammen verschlungen worden ist. Andere haben von einer Flucht gesprochen und so weiter.

Da unterscheiden sich die Aussagen kräftig voneinander. Aber das müßte herauszubekommen sein.«

Ich war ziemlich von der Rolle, das sah man mir auch an. Mit einer etwas fahrigen Bewegung fuhr ich durch mein Gesicht. »Wenn das alles so stimmt, wie du es uns erzählt hast, Jane, dann wären ja gewisse Gesetze auf den Kopf gestellt oder außer Kraft gesetzt worden. Bisher sind wir davon ausgegangen, daß gerade ein Vampir mit Feuer zu bekämpfen war. Dem konnte er nichts entgegensetzen. Wenn wir den Zeugen glauben, stimmt das alles nicht mehr. Es gibt also einen Vampir, der sich innerhalb der Flammen wohl fühlt. Stimmt das?«

»So könnte man es sehen, John.«

»Und in die Öffentlichkeit ist bisher nichts gelangt? Ich meine, wir hätten es in den entsprechenden Gazetten lesen müssen.«

»Zum Glück nicht. Alles spielt sich im Hintergrund ab. Aber die Versicherung weiß Bescheid, und man hat mich beauftragt, mich um die Brände zu kümmern.«

»Daran wirst du zu knacken haben«, sagte Suko.

»Nicht ich allein. Als ich von diesem Vampir hörte, habe ich natürlich an euch gedacht. Ich sprach auch schon mit Sir James. Er ist ebenfalls einverstanden, daß ihr mit einsteigt. Ich bin der festen Überzeugung, daß es ein Fall für uns werden wird. Ein Feuer-Vampir, denkt mal nach. Das ist doch ein Hammer.«

»Sogar ein schwerer«, murmelte ich. »Ein Vampir, der von Flammen nicht vernichtet wird. Es will mir einfach nicht in den Kopf. Das… das packe ich nicht.«

Keiner der anderen gab einen Kommentar. Auch Jane, Sir James und Suko waren nachdenklich geworden, und der Superintendent sprach aus, was ich befürchtete. »Sollte da eine neue Generation von Blutsaugern entstanden sein? Haben wir geschlafen? Haben wir entsprechende Entwicklungen nicht mitbekommen? Wenn ich diesen Gedanken weiterführe, könnte ich zu sehr deprimierenden Ergebnissen gelangen. Bisher ist nur einer dieser außergewöhnlichen Blutsauger entdeckt worden. Müßten wir denn davon ausgehen, daß es noch weitere gibt?«

»Bisher wurde nur immer der eine gesehen.«

»Richtig, Jane – bisher!« Sorgenfalten zeichneten die Stirn unseres Chefs. »Vampire existieren, um sich vom Blut anderer zu ernähren. Mit jedem Biß setzen sie den Keim. Gehen wir mal davon aus, daß dieses Wesen tatsächlich ein Vampir und auch gegen Feuer resistent ist, was geschieht, wenn er das Blut Unschuldiger saugt? Können Sie mir das erklären? Würden dann ebenfalls Vampire entstehen, die gegen Feuer resistent sind? Wäre das eine Folge?«

»Wenn, dann eine schreckliche, Sir«, flüsterte Jane. »Deshalb hat es mich ja so gedrängt.«

»Zu recht, wie ich meine.«
»Wir müssen den Vampir also finden!« faßte Suko zusammen.
»Und das wird schwer werden, weil wir praktisch keine Hinweise haben. Wir können nichts sagen, wir müssen abwarten, ob irgendwo wieder ein Raum oder ein Gebäude abbrennt und darauf hoffen, daß wir schnell genug am Brandort sind, um den Feuer-Vampir zu sichten. Ist das eine Möglichkeiten, die auch hier akzeptiert wird?«
»Es wäre eine«, sagte Jane. »Keine gute, denn wir wären natürlich zu spät.«
»Das ist der Fehler.«
»Haben Sie einen Vorschlag?« fragte Sir James und hatte damit Suko angesprochen.
»Nein, noch nicht.«
»Und Sie, Jane?«
»Möglicherweise ist es der Hauch einer Chance«, gab sie zu.
»Auch wenn ich schon jetzt davon ausgehe, daß es nicht viel bringen wird und auch keinen großen Spaß macht. Wir sollten uns die Brände genau anschauen. Wir sollten herausfinden, wann und wo sie stattgefunden haben. Da könnte es uns möglicherweise gelingen, ein System herauszufinden. Ich will nicht damit sagen, daß wir vorhersagen können, wo der nächste Brand stattfinden wird, bisher allerdings war als Versicherung nur die ›London Insurance‹ betroffen.«
»Die größte hier«, sagte ich.
»Ja.«
»Weißt du denn auch, wie viele Gebäude, Fahrzeuge oder Räume durch die London Insurance versichert sind?«
Jane winkte ab. »Erinnere mich nicht daran. Es sind leider zu viele, John.«
»Wie viele Brände hat es bisher gegeben?« erkundigte sich Suko.
Jane spreizte ihre Hand. »Fünf.«
»Und wir müßten mit einem sechsten rechnen?«
»Aber immer.«
»Wann hat es den letzten Brand gegeben?« erkundigte ich mich.
»Vor zwei Tagen. Am späten Abend brach er in einer Pizzeria aus. Und das war keine Rache irgendwelcher Schutzgeld-Erpresser, denn Gäste haben diesen Feuer-Vampir durch die Flammen gehen sehen.«
»Gab es Tote?« wollte ich wissen.
Jane hob beide Hände. »Mal den Teufel nicht an die Wand, John. Bisher noch nicht. Es gab nur Verletzte und Menschen mit leichten Rauchvergiftungen.«
»Das muß nicht so bleiben«, sagte Suko.
»Leider.«
Sir James schlug mit beiden Händen auf den Schreibtisch.
»Wissen Sie, es hat keinen Sinn, wenn wir hier herumsitzen und

diskutieren. Versuchen Sie es durch die Statistik. Mehr kann auch ich nicht sagen. Und hoffen wir, daß nicht bald halb London in Flammen steht. So eine Katastrophe wünscht sich wohl niemand.«

Wenn unser Chef je einen wahren Satz gesprochen hatte, dann war es an diesem Tag der Fall.

Mit einem sehr bedrückenden Gefühl verließen wir sein Büro.

Feuer ist immer schlimm. Man kann sich kaum dagegen wehren, ist man einmal eingeschlossen.

Aber dieser Vampir hatte es geschafft. Wie war so etwas nur möglich gewesen…?

***

Auch der Chinesin Shao gefiel dieser Tag nicht. Seit einigen Monaten lebte sie wieder zusammen mit ihrem Partner Suko in London, diese andere Zeit war vorbei, sie hatte auch nichts erreichen können.

Ihre Ahnherrin Amaterasu war noch immer gefangen, so daß Shao aus dem Schicksalskreis entlassen worden war und nun wieder mit Suko zusammen in dem kleinen Apartment lebte.

Zuerst hatte sie sich gefreut. Die Tage waren herrlich gewesen, aber dann kehrte der Alltag ein.

Suko war oft unterwegs und mußte Shao zwangsläufig allein lassen. Die Zeit wurde ihr lang. Da dehnten sich die Stunden plötzlich, und sie kam sich immer öfter überflüssig vor.

Nicht daß sie sich unbedingt nach ihrem anderen Leben zurückgesehnt hätte, aber daß Tage so einfach verstrichen, ohne daß sie etwas leistete, das wollte ihr nicht in den Sinn. Mehr als einmal hatte sie mit Suko über ihr Problem geredet, der Shao verstand.

Gemeinsam hatten sie nach einem Ausweg gesucht und waren auch fündig geworden. Beide waren zu dem Ergebnis gelangt, daß Shao etwas tun mußte. Sie wollte später in einen Beruf einsteigen, dafür allerdings benötigte sie zunächst einmal eine allgemeine Ausbildung, wie sie selbst einsah. Deshalb hatte sie sich in einer Schule für Erwachsene angemeldet, um dort zwei Computer-Kurse zu besuchen.

Die Schule hatte einen sehr guten Ruf. Wer sie mit Diplom verließ, kriegte meist einen Job. Da die Stunden aus dem privaten Geldsäckel bezahlt werden mußte, war für große Gammelei kein Platz. Es wurde gelernt und gearbeitet. Fünf Stunden am Vormittag, und das dreimal in der Woche. Hinzu kamen die Hausaufgaben. In der Wohnung, in der Shao und Suko lebten, stand bereits ein PC.

In der Klasse arbeiteten fünfzehn Schüler zusammen. Bis auf zwei junge Männer alles Frauen, die die gleichen Probleme hatten wie Shao. Die Chinesin hatte sich mit einer jungen Frau namens Ellen Flint angefreundet. Sie war geschieden, mußte ihre beiden Kinder allein großziehen, die zum Glück bei ihrer Mutter waren, und konnte sich

ansonsten dem Neueinstieg in den Beruf widmen.

Ellen war dreiunddreißig. Sie hatte die Scheidung noch immer nicht überwunden, denn oft genug saßen die beiden Frauen nach dem Unterricht zusammen, und Ellen klagte Shao ihr Leid. Wenn ihre Eltern nicht gewesen wären, die Ellen finanziell unterstützten, wäre bei ihr einiges zusammengebrochen. So konnte sie wenigstens noch ihre Wohnung halten, in der es auch für die beiden Kinder ein Zimmer gab. Das Mädchen war acht und der Junge fünf Jahre alt.

Fünf Stunden ackern, fünf mal sechzig Minuten konzentriert sein, das schlauchte schon. Hinzu kamen die zahlreichen Informationen, die nicht via Bildschirm vermittelt wurden, sondern durch den Mund des Lehrers. Der Mann verlangte, daß die Schüler mitmachten. Wer es nicht schaffte, hatte Pech gehabt.

Als sich der Lehrer mit einem etwas breiten Lächeln verabschiedet hatte, sprangen die meisten Schüler auf, als hätten sie nur auf diese Sekunde gewartet. Sie schnappten ihre Mäntel und Jacken und flüchteten. Da unterschieden sie sich kaum von den Jugendlichen, die nach Schulschluß aus dem Gebäude hetzten, als wäre der Leibhaftige hinter ihnen her.

Zwei Frauen blieben noch sitzen, Ellen und Shao. Während Shao ihre Bücher und Hefter sowie die ausgedruckten Informationen in eine schmale Tasche packte, blieb Ellen sitzen, schloß die Augen und streckte die Beine aus.

»Ich brauche für einen Moment Ruhe«, sagte sie. »Selbst wenn ich die Augen schließe, sehe ich noch einen Bildschirm.« Sie schüttelte den Kopf. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie hektisch der Morgen war. Die Kinder haben ihre Milch umgekippt, sie haben sich gestritten, ich bin bald an die Decke gegangen.«

Ellen schüttelte den Kopf und strich mit zwei Fingern durch ihr Gesicht, als wollte sie dort tiefe Falten hinterlassen. Sie gehörte wirklich zu den Frauen, die nicht zu beneiden waren, zu den kleinen Heldinnen, die das Leben immer wieder hervorbrachte, denn sie war gleichzeitig auch eine Person, die nicht so leicht aufgab, auch wenn sie unter dem Leben ebenfalls gelitten hatte.

Das zeigte sich an ihrem Aussehen.

Sie war irgendwie gealtert. Spuren der Erschöpfung zeichneten sich in ihrem Gesicht ab, in dem die Ränder unter den Augen sichtbar waren. Das blonde Haar hätte mal eine neue Frisur vertragen können, aber sie ließ es strähnig bis auf die Schultern wachsen. Ellen Flint war eine schmale Person, die selbst Kinderkleidung tragen konnte. Shao kannte sie nur in Jeans und Pullovern, und bei etwas kühlerem Wetter zog sie immer den schon älteren Ledermantel über.

Ellen rieb die Augen, schüttelte den Kopf und atmete tief durch.

Shao stand neben ihrem Stuhl, eine Hand auf Ellens Schulter gelegt.

»Geht es dir jetzt besser?«
Die Blondine schielte hoch. »Kaum.«
»Soll ich dir einen Vorschlag machen?«
»Gern.«
»Ich lade dich zu einer Tasse Kaffee und einem kleinen Imbiß ein. Ist das was?«
»Toll, Shao, danke. Aber, meine Kinder…«
»Die vergißt du mal«, sagte Shao mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldete. »Du rufst bei deiner Mutter an und erklärst ihr, daß du noch etwas tun mußt.«
»Ist nicht mal gelogen.« Ellen stand auf. »Ich muß noch etwas einkaufen.«
»Das kannst du anschließend machen.«
Ellen griff nach ihrem Mantel und zog ihn über. Sie ließ ihn offen.
Shao reichte ihr die Tasche. »So, und jetzt gehen wir. Zwei schöne Stunden müssen wir uns einfach mal gönnen. Das tut nicht nur der Seele gut, sondern auch dem Körper.«
»Recht hast du, Shao, komm!« Ellen hakte sich bei Shao ein, und die wiederum spürte, daß Ellen regelrecht aufgeblüht war. Sie hatte ihr genau den richtigen Vorschlag gemacht.
Die Schule lag in einem mehrstöckigen Bürogebäude, günstig gelegen in der City. Cafés und andere Lokale gab es genug in dieser Gegend, da hatten die Frauen die Qual der Wahl, und Shao schlug vor, in ein Café zu gehen, das in einer der modernen Einkaufspassagen lag und einen sehr guten Ruf hatte.
»Da ist es doch teuer!«
Shao ging nicht auf die Bemerkung ein. Sie deutete auf eine Telefonzelle. »Da gehst du jetzt hinein und rufst deine Mutter an. Ist das okay, Ellen?«
»Ja, Mum.«
»Hör auf«, sagte Shao lachend und drückte ihr die flache Hand in den Rücken.
Ellen hatte Glück, denn der Mann, der telefoniert hatte, verließ die Zelle genau in dem Augenblick, als sie vor ihr stehenblieb. Er hielt ihr sogar noch die Tür offen.
»Danke.«
Shao wartete neben der Zelle. Um sie herum herrschte ein gewaltiger Trubel. Sie wunderte sich wieder einmal darüber, daß derart viele Menschen unterwegs waren. Als würde kaum einer von ihnen einem Beruf nachgehen. Halb London schien Urlaub zu haben.
Ihr war es egal, sie hatte ihre Pflicht getan. Während sie in die Gesichter der vorbeiziehenden Passanten schaute, beschäftigten sich ihre Gedanken mit den hinter ihr liegenden Stunden.
Es war wieder einmal hart gewesen. Sie hatten heute einen neuen

Komplex begonnen, der auf dem aufbaute, was sie bisher gelernt hatten. Wer in den Tagen zuvor geschlafen hatte, würde es schwer haben, mitzukommen, und auch Shao mußte am Abend noch nacharbeiten.

Etwas irritierte sie.

Zuerst wußte sie nicht, was es war. Irgendein Vorgang hatte sie gedanklich abgelenkt, und sie runzelte die Stirn, während sie den Blick anhob.

Ellen war es nicht gewesen. Sie stand auch weiterhin in der Zelle und telefonierte.

Etwa die Menschen?

Einen triftigen Grund gab es dafür nicht. Die waren wie immer an ihr vorbeigeströmt. Trotzdem hob Shao den Blick, weil sie einfach das Gefühl hatte, es tun zu müssen.

Ihr fiel jemand auf.

Es war ein Mann.

Unter allen bunten Vögeln, die es in London gab, gehörte er zur Spitze. Er war ziemlich groß und trug ein grünes Gewand. Es war wirklich eine scheußliche, giftgrüne Farbe, und der Saum dieses Kleidungsstücks reichte ihm bis zu den Knöcheln.

Shao sah bisher den Rücken des Mannes. Seinen beinahe ausrasierten Nacken und weiter oben das Haar, das sehr dicht, lockig, aber kurz geschnitten auf dem Kopf wuchs und nicht nur wegen seiner ungewöhnlichen weißgelben Farbe auffiel, sondern auch, weil diese Haare bereits weit oberhalb der Ohren endeten.

Der Mann stand einfach nur da und schaute nach vorn.

Shao spürte das Frösteln. Sie konnte es sich nicht erklären. Dabei sah sie nur gegen den Rücken des Mannes.

Als hätte er ihren Blick geahnt, so hob er plötzlich seine linke Schulter an und drehte sich gleichzeitig auf der Stelle um, um zu schauen, wer ihn anblickte.

Er tat es langsam wie jemand, der sich seiner Sache absolut sicher ist, und er entdeckte Shao.

Plötzlich war alles anders. Die Chinesin kam sich mit diesem Mann allein auf der Welt vor. Sie hatte den Eindruck, als wären alle anderen Menschen um ihn und um sie herum einfach ausradiert worden. Zwar waren sie noch vorhanden, aber Shao konnte einfach nur ihn sehen.

Ihn und sein Gesicht!

Welch ein Ausdruck. Sie hatte sich zuvor keine Gedanken darüber gemacht, wie diese Type wohl von vorn aussah. Jetzt konnte sie ihren Blick einfach nicht von seinen weiblich und aufgequollenen und gleichzeitig arrogant wirkenden Gesichtszügen lösen, in denen nicht nur der weibliche und weich geschnittene Mund auffiel, sondern auch die Augen. Sie schimmerten in einem Grün, das sich in der Kleidung

wiederholte. Dieser Typ hatte alles aufeinander abgestimmt.

Shao schluckte. Dabei spürte sie eine Enge in der Kehle, mit der sie nicht zurechtkam. Sie wollte nicht begreifen, daß es einzig und allein mit dem Anblick dieses Mannes zusammenhing, der ebenfalls keine Anstalten traf, zur Seite zu schauen.

Sie starrten sich an.

Shaos Frösteln verstärkte sich.

Da war etwas in den Pupillen des Mannes, das sie nicht deuten konnte. Etwas Hartes, etwas Unmenschliches und Gnadenloses, auch begleitet von einer gewissen Gier.

Sie sah auch die Lippen.

Der weibliche Mund verzog sich zu einem Lächeln, das ihr spöttisch und wissend zugleich vorkam, dann öffnete sich dieser Mund, und Shao rechnete damit, eine Zunge zu sehen, was aber nicht der Fall war, denn die Zunge blieb im Mund.

Dafür zog der Mann seine Oberlippe für einen Moment so weit zurück, daß die Zähne sichtbar wurden.

Sie haben dieselbe Farbe wie das Haar, dachte Shao, dann aber froren die Gedanken ein, denn sie hatte etwas entdeckt, das sie für einen Moment entsetzte.

Zwei Zähne, die aus dem Oberkiefer wuchsen.

Lange Zähne, spitz, und der Vergleich von gelben Dolchen kam ihr in den Sinn.

Ein Vampir?

Himmel, das war…

»He, Shao, träumst du?« Sie spürte den Druck der Hand auf ihrer rechten Schulter, und es blieb ihr einfach nichts anderes übrig, als sich zu drehen.

Ellen Flint lachte sie an. »Du hättest mal sehen müssen, wie du ausgesehen hast, Shao.«

»Wie denn?«

»So, als wärst du nicht mehr hier, sondern sehr weit fort. Mit den Gedanken, meine ich. Ich denke, daß du die Arbeit noch nicht verkraftet hast und einen Kaffee brauchst.«

Shao blähte die Wangen auf und pustete die Luft nach draußen.

»Ja, das glaube ich auch.« Dann strich sie über ihre Augen und schrak noch während der Bewegung zusammen, als wäre ihr etwas eingefallen. Letztendlich war es auch so, denn sie dachte wieder an den Kerl im grünen Kaftan oder was auch immer…

Er war nicht mehr da.

Weg, abgetaucht – wie vom Erdboden verschwunden. In der Masse untergegangen.

Shao schaute die anderen Passanten verwundert an, kam wieder ans Nachdenken und sagte sich, daß der Mann genügend Zeit gehabt

hatte, sich zu verkrümeln.

»Du hast mir noch immer nicht gesagt, was eigentlich los ist, Shao. Du stehst hier wie ein Figur oder eine Fremde, die überlegt, ob sie sich in London oder Paris aufhält.«

»Du wirst lachen, Ellen, aber so fremd komme ich mir auch vor.«

»Hör auf. Was war denn los?«

»Ich… ich habe da einen Typen gesehen …«

»Toll? Interessant?«

»Nein, weiß ich nicht. Eher außergewöhnlich auf eine gewisse Art und Weise. Haare blondgelb, ein weibisches Gesicht, grüne Augen, der Nacken so gut wie ausrasiert. Er trug eine grüne Kutte, und als er den Mund öffnete, da… da …« Sie stockte.

»Was war da?«

Shao winkte ab. »Ach nichts, vergiß es.« Sie hütete sich davon, Ellen von den Zähnen zu berichten. Die »Schulfreundin« war nicht eingeweiht worden. Sie wußte weder über Shaos Schicksal etwas und wußte auch nicht, welchem Beruf Shaos Partner, Suko, nachging. Das hätte ihrer Meinung nach nur zu Komplikationen geführt.

Shao hatte Ellen berichtet, daß ihr Partner ein Angestellter bei der Stadt London war und einen ziemlich trockenen Job hatte.

»Wie ist es jetzt mit dem Kaffee, Shao? Ich habe mit meiner Mutter gesprochen und frei bekommen.«

Die Chinesin lachte. »Und ob. Es wird auch nicht nur bei einer Tasse bleiben.«

»Dann komm endlich.«

Sie brauchten nur über den breiten Gehsteig zu laufen, um ihr Ziel zu erreichen. Das Café gehörte zu dieser modernen Passage, die innerhalb eines alten Bauwerks errichtet worden war. Man hatte recht auffällig gebaut, die alte Bausubstanz war teilweise geblieben und durch Glas und blau lackierten Stahl »veredelt« worden.

Das Café war zwar gut besucht, aber nicht überfüllt. Sie kriegten noch einen Tisch für sich.

So mancher Mann riskierte ein Auge oder auch zwei, als die Frauen den Laden betraten. Vor allen Dingen Shao erntete Bewunderung. Sie sah auch toll aus. Für eine Chinesin war sie ziemlich groß, und das lange Haar floß wie dunkles Wasser bis auf ihren Rücken. Sie hatte ein fein geschnittenes Gesicht und nicht den oft sehr runden Kopf wie viele ihrer Landsleute. Sie erinnerte mehr an eine Frau aus den südlicheren Gefilden, Malaysia oder Thailand.

Zur schwarzen Hose trug sie einen locker fallenden karmesinroten Pullover, und ihr leichter grauer Wollmantel war modern geschnitten und schwang hinter ihr her.

Sie fanden zwei leer Stühle in einer Ecke. Zwischen ihnen stand ein viereckiger Tisch. Die Platte sah so aus wie die Fliesen am Boden. Sie

zeigte ein braunbeiges Muster. Die Stühle bestanden ebenfalls aus blau lackiertem Stahl, nur die Sitzfläche war aus Holz und durch Kissen bequemer gemacht worden.

Ellen breitete die Arme aus. »Hier läßt es sich aushalten!« sagte sie und lehnte sich zurück, wobei sie die Augen schloß. »War eine tolle Idee von dir, Shao.«

»Danke.« Die Chinesin hatte bereits nach der schmalen Karte gegriffen und schlug sie auf. Sie konnte sich nicht so recht auf das Ausgedruckte konzentrieren, denn immer wieder sah sie das Bild des Mannes mit den hellgelben Haaren vor sich. Er wollte einfach nicht aus ihrem Gedächtnis verschwinden.

Es gab kleinere Imbisse. Da sich der Laden einen französischen Touch gegeben hatte, konnte man als kleinen Imbiß unter zahlreichen Croissant-Varianten wählen. Es gab sie mit Putenfleisch, mit Schinken und auch mit Käse belegt.

Zwei große Tassen bestellten sie, und Ellen hatte sich für ein Croissant entschieden. Sie nahm dann auch das mit Käse.

»Das gleiche nehme ich auch«, sagte Shao.

»Sonst noch was?«

»Zunächst nicht, danke.«

Die Bedienung, jung, dunkelhäutig und hübsch, tänzelte davon.

Ellen beugte sich vor. »Darf ich rauchen?«

»Bitte, es macht mir nichts aus.«

»Danke.«

Während sich Ellen die Zigarette anzündete, schaute sich Shao im Raum um. Sie wußte selbst nicht, wonach sie suchte, aber dieser Mann wollte ihr nicht aus der Erinnerung verschwinden. Deshalb schaute sie auch durch die große Scheibe nach draußen auf den Gehsteig, aber auch dort war er nicht zu sehen. Er wäre in seiner Kleidung selbst in dem Strom der Passanten aufgefallen.

Shao schalt sich eine Närrin, daß sie auf den Anblick dieses Mannes so allergisch reagierte. Sie hatte ihn gesehen, sie hatte ihn als eine auffällige Erscheinung eingestuft, die er auch war, da lag es auf der Hand, daß man ihn nicht so leicht vergaß. Und was seine Zähne anging, Himmel, das konnte eine Täuschung gewesen sein.

Es gab wohl kaum einen Vampir, der sich dermaßen auffällig kleidete und sich noch durch Londons Straßen bewegte.

Eine Einbildung, ein Irrtum, was auch immer.

»Der Kaffee und die Croissants, bitte.« Die nette Bedienung stand am Tisch, ging in die Knie, damit sie das Bestellte besser abladen konnte. Shao und Ellen halfen ihr dabei, was die Kleine mit einem Lächeln quittierte.

»Dann hoffe ich, daß es dir schmeckt«, sagte Shao.

Ellens Augen blitzten. »Darauf kannst du dich verlassen. Du glaubst

gar nicht, wie gut es mir tut, mal hier sitzen zu können und nicht an die Kinder zu denken.«

»Kein schlechtes Gewissen?« fragte Shao lächelnd.

»Kaum.«

»Das ist gut.«

Sie aßen und tranken. Croissants mit Käse belegt schmeckte beiden Frauen gut. Shao aß es zum erstenmal, und sie spürte, daß es durchaus nicht bei einem Croissant bleiben mußte. Denn zu stark sättigte das luftige Gebäck nicht gerade.

Manchmal schaute sie hoch, um den Blick durch das Café streifen zu lassen. Sie sah auch nach draußen, aber der Mann in seiner grünen Kutte tauchte nicht wieder auf.

Ellen Flint hatte ihr Blätterteighörnchen zur Hälfte aufgegessen, als sie es auf den Teller legte. »Soll ich dir ehrlich etwas sagen, Shao?«

»Bitte.«

Sie tupfte sich die Lippen ab und schaute auf den Tisch. »In der letzten Zeit denke ich immer häufiger daran, mit der Umschulung aufzuhören.«

Beinahe hätte sich Shao an einem Krümel verschluckt. »Wie bitte?« flüsterte sie.

»Ja, aufhören.«

»Warum das denn, verflixt?«

Ellen Flint schaute der Chinesin in die Augen, und Shao sah diesen etwas traurigen Ausdruck. »Weil ich mich schlichtweg überfordert fühle, Shao. Ich habe den Eindruck, den Stoff nicht mehr packen zu können. Er stürzt über mir zusammen wie ein gewaltiges Kartenhaus. Ich kann nur noch die Hände heben und meinen Kopf schützen. Mehr ist nicht drin. Es wird alles zuviel für mich.«

Das wollte Shao so nicht akzeptieren. »Aber du bist doch gut, Ellen. Du stehst nicht hinten an.«

»Bin ich wirklich gut?«

»Doch.«

Ellen biß in ihr Croissant, trank einen Schluck Kaffee, aß den Mund leer und sagte mit einer traurig klingenden Stimme: »Du glaubst ja nicht, was am Abend noch bei uns los ist. Zwei Kinder, die mit ihrer Mutter reden wollen, die viel zu berichten haben, die auch nach Antworten verlangen. Das ist alles nicht so einfach. Mein ehemaliger Mann ist verschwunden, abgetaucht. Angeblich soll er auf einem Schiff angeheuert haben. Von dem kann ich nichts verlangen. Er hat auch nie eine Karte geschickt. Ich will dir sagen, Shao, daß mir einfach die Zeit fehlt, um am Abend noch zu lernen, weil ich eigentlich Geld verdienen müßte. Ich gehöre nicht zu den Frauen, denen alles in den Schoß fällt, ich muß in den Stunden schon ackern.«

Shao überlegte. »Was soll ich dazu sagen, wenn ich ehrlich sein soll?

Ich kann mich in dich nicht hineinversetzen. Wahrscheinlich hast du recht, Ellen, aber ich möchte dich trotzdem bitten, dir noch einmal alles genau zu überlegen. Dieser Kurs ist eine große Chance. Du mußt einfach auch an dich denken. Zwar bedeuten Kinder auch Zukunft, aber deine persönliche Zukunft ist auch wichtig.«

»Das weiß ich.«

»Dann versuch mal, es den Kindern klarzumachen.«

Ellen Flint schüttelte den Kopf. »So leid es mir tut, so gern ich es auch machen würde, aber Kinder verlangen ebenfalls ihre Rechte. Da sind sie kleine Tyrannen.«

Shao nickte. »Ja, da magst du schon recht haben. Trotzdem solltest du nicht so schnell aufgeben, meine Liebe.«

»Das habe ich auch nicht. Ich mußte das nur mal sagen. Du bist die einzige Person, mit der ich darüber sprechen kann, und ich hoffe, daß du mich auch verstehst. Meine Mutter ist da anders.«

Shao nickte. »Ich freue mich, daß du so über mich denkst, Ellen. Es macht mich sogar etwas stolz.«

»Ach, hör auf.«

»Doch, Ellen, Tatsache.« Shao nickte ihr zu. »So, jetzt wollen wir noch den Rest verputzen. Ich brauche auch noch eine zweite Tasse Kaffee. Du auch?«

»Gern.«

Shao bestellte und lehnte sich dann zurück. Da konnte sie den Blick schweifen lassen. Shao hatte sich in den vergangenen Minuten auch wieder beruhigt und die Gedanken an den seltsamen Kerl zurückgedrängt. Hinzu kam die Atmosphäre in dem Café und das Gemurmel wirkte auf sie einschläfernd.

Das änderte sich, als sie die Bewegung sah.

Sie hätte sie normalerweise kaum wahrgenommen, aber sie war mit einem bunten Farbklecks verbunden.

Giftgrün!

Shao war sofort hellwach. Sie setzte sich starr hin und blickte ebenso starr nach vorn.

Da sah sie ihn!

***

Der Mann hatte das Café durch den Haupteingang betreten, es gab noch einen zweiten Ausgang, nicht weit von den beiden Frauen entfernt, aber der Gelbhaarige stand dicht an der Tür und war nur so weit zur Seite gegangen, damit er keinem Gast den Weg versperrte.

Er tat nichts.

Er stand einfach nur da und schaute. Shao verspürte sofort den Schauer, und so etwas wie eine innere Alarmglocke fing bei ihr an zu läuten. Der war nicht normal, der Typ. Der hatte etwas an sich, daß

Shao zwar nicht unbedingt abstieß, sie aber warnte.

Der Mann mit dem weibischen Gesicht hatte etwas vor! Er hatte es nicht gesagt, es mit keiner Geste verraten, und doch wußte Shao Bescheid. Es war ein untrügliches Gefühl, etwas, das bei ihr einfach vorhanden war und sie den meisten Menschen voraus hatte.

Wahrscheinlich hing es mit ihrer Herkunft zusammen, sie wußte es selbst nicht, sie wußte nur, daß von dieser Person mit dem weibischen Gesicht eine irre Gefahr ausging.

»Wir müssen gehen«, sagte Shao mehr zu sich selbst, obwohl sie Ellen gemeint hatte.

»Was meinst du?«

»Laß uns gehen!«

Ellen amüsierte sich. »Warum denn? Wir haben noch etwas bestellt. Oder denkst du nur an diesen Kerl da im grünen Kaftan?«

»Ja.«

»Das ist doch Unsinn, Shao, der tut nichts.«

Wenn du wüßtest, dachte Shao. Wenn du wüßtest, was ich denke.

Verdammt noch mal, wie soll ich es ihr klarmachen?

Es schienen Stunden vergangen zu sein, bevor sich der Gelbhaarige endlich bewegte. Er ging auf die lange Theke zu, hinter der die süßen Köstlichkeiten des Konditors aufbewahrt wurden.

Auch Ellens Stimme hörte Shao wie aus weiter Ferne. »Komisch ist der schon, wahrscheinlich schwul. Einer derjenigen Homos, die eben auffallen wollen, die findest du hier zu Hunderten.«

»Das ist es nicht, Ellen.«

»Was dann?«

Shao gab keine Antwort. Sie hatte sich etwas vorgebeugt. Rational konnte sie nicht erklären, weshalb sie schwitzte und weshalb sie zudem das Wissen hatte, daß etwas passieren würde.

Der Mann legte seine Hände auf die zum Kunden hin abgerundete Glasplatte der Theke. Eine Verkäuferin trat heran. Sie lächelte und wollte nach den Wünschen fragen.

Dazu kam es nicht mehr.

Dafür stöhnte Shao und sprang mit einem Satz von ihrem eigenen Stuhl in die Höhe.

Genau da geschah es.

Von einem Augenblick zum anderen stand der gelbhaarige Mann in hellen Flammen!

***

Wir hatten uns in unser Büro verzogen, und Glenda hatte uns mit Kaffee versorgt. Auf ihre Fragen hin war sie von Jane Collins kurz eingeweiht worden, und dann hatte Jane einfach mal ausgepackt.

Auf unserem Schreibtisch lagen die Kopien der wichtigen Papiere,

wie Jane meinte. Es war auch die Liste mit den fünf Bränden. Wir wollten herausfinden, ob es da einen Zusammenhang gab. Möglicherweise hatten die Häuser denselben Besitzer, der irgendwann mal einen Mieter so geärgert hatte, daß dieser jetzt auf Rachetour ging.

»Was haben wir denn da?« fragte Suko, der von einem nahezu unmenschlichen Arbeitseifer besessen war. Vielleicht lag es daran, daß Shao ebenfalls arbeitete und seit einiger Zeit einen Computerkursus besuchte. Ich jedenfalls hielt mich vornehm zurück. Wenn zwei Menschen voller Tatendrang sind, soll man sie um Himmels willen nicht stören. An dieses Gebot hielt ich mich, was mir allerdings von Jane einen bösen Blick einbrachte, den ich jedoch – ganz Macho – ignorierte.

»Fünf Brände.«

»Das ist klar. Und wo?«

Jane zählte auf. »Zum einen in einem China-Restaurant, dann zwei Lokale, einmal ein Italiener, zum anderen ein deutsches Bierhaus, als viertes Objekt hat sich der Brandstifter die Filiale eines kleinen Kaufhauses ausgesucht, mehr ein Supermarkt mit Billig-Objekten, und zum Schluß war wieder eine Pizzeria an der Reihe. Das sind die fünf, und die Besitzer waren samt und sonders bei der ›London Insurance‹ versichert. Das ist die einzige Übereinstimmung, die wir haben.«

»Die Anschriften hast du auch?« fragte Suko.

»Hier, auf dem Blatt.« Sie reichte es Suko rüber, und der faltete den bereitliegenden Stadtplan ganz aus.

Er suchte und kam schnell zum Ziel.

Mit einem Stift markierte er die entsprechenden Stellen.

»Und du tust nichts?« fragte Jane.

»Doch.«

»Was denn?«

»Ich schaue zu.«

Die Detektivin verdreht die Augen. »Laß dich einpacken, John Sinclair, aber ganz tief, damit du auch nicht so schnell wieder hervorkommst und mit ansehen mußt, wie andere arbeiten.«

»Es macht mir nichts aus.«

»Klar, das kenne ich. Hoch lebe die Arbeit. So hoch, daß man nicht drankommt.«

»Erfaßt, Jane.«

Suko räusperte sich und hatte damit unseren Dialog unterbrochen. »Es sieht nicht gut aus«, gab er zu. »Ich kann da keine Gemeinsamkeiten entdecken, wirklich nicht.« Er tippte auf die einzelnen Stellen, wo die Brände aufgeflammt waren. »Die verteilen sich praktisch über das gesamte Stadtgebiet London.«

Ich wollte auch etwas tun und fragte: »Einschließlich der

Außenbezirke?«

»Nein, mehr auf den Innenstadtbereich verteilt. Aber einen Zusammenhang sehe ich nicht. Wären da nicht die Zeugenaussagen gewesen, würde ich auch keinen Sinn darin erkennen, mich um die Fälle zu kümmern.« Er faltete den Plan zusammen, und das sehr schnell, als sollten sämtliche Häuser und Brücken eingepackt werden. »Glaubt ihr denn wirklich, daß wir es hier mit einem Vampir zu tun haben?«

»Noch ist nichts bewiesen«, sagte ich.

»Wir haben doch auch unsere Erfahrungen«, sagte Suko. »Mehr als einmal haben wir diese Blutsauger auch mit Feuer vernichtet. Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß jetzt einer dieser Wiedergänger kommt und so mir nichts dir nichts durch die Flammen spaziert. Irgendwie finde ich das schon fast abartig.«

»Aber die Aussagen der Zeugen«, fing Jane wieder an. »Wären es irgendwelche Junkies gewesen, die unter Drogen gestanden hätten, okay, dann hätte ich es noch verstanden. Aber es waren keine Junkies. Das waren normale Bürger, die zuschauten und sich bestimmt nicht geirrt haben. Nicht alle auf einmal.« Jane verteidigte ihre Position. »Die Aussagen schwankten nicht einmal. Sie waren beinahe übereinstimmend.«

»Jane hat recht«, sagte ich.

»Was meinst du damit?«

»Wir sollten wirklich nach einem Vampir suchen, Suko, der gegen Feuer resistent ist.«

»Und wo fangen wir damit an?«

Ich hatte Glück, denn das Tuten des Telefons brachte mich um eine Antwort. Etwas mühsam streckte ich den Arm aus hob ab – und mit einem Schlag war meine Müdigkeit verschwunden.

Ich hörte zu, gab den Freunden keine Erklärung, sondern rief nur:

»Bleibt da, wir kommen…«

***

Plötzlich war auch die Hitze da!

Als hätte sich das Tor zur Hölle geöffnet, strömte die heiße Luft durch das Café, begleitet von den schrillen Schreien der hinter der Theke stehenden Verkäuferin, die schreckensstarr auf den brennenden Mann starrte.

Er loderte wie eine Fackel!

Beide Arme hatte er in die Höhe gerissen, wie ein Tänzer, der mitten in der Figur erstarrt war. Die Flammen umgaben ihn als Mantel, und seine hellen Haare standen auf dem Kopf wie eine brennende Bürste. Er schien dieses Feuer zu genießen. Diese Gestalt trat keinen Schritt aus der Hitze hervor, er drehte sich dafür auf der Stelle, damit auch

jeder Gast sein weit aufgerissenes Maul sah, aus dem zwei lange Vampirzähne ragten.

Wie lange ihn die Flammen umgeben hatten und er sich nicht rührte, konnte niemand sagen. Die Zeit schien eingefroren zu sein, auch für die Menschen außerhalb des Cafés, die stehengeblieben waren und nun ihre entsetzten Blicke durch die Scheibe in das Innere schickten.

Zeit kann lang werden, auch hier, aber Zeit kann einen Fortlauf nicht stoppen.

Urplötzlich brach das Chaos los. Die Panik hatte freie Bahn. Sie mußte einfach auftreten, und nach diesem bestimmten Punkt war nichts mehr wie zuvor.

Der Schrei der Verkäuferin war nicht mehr zu hören. Er ging in den panikartigen Schreien der anderen Menschen unter. Shao und Ellen hockten im Hintergrund, sie gehörten zu den Menschen, die glücklicherweise weit von dem eigentlichen Schauplatz entfernt waren, und zumindest Shao hatte das Gefühl, den Fortgang des Schreckens wie eine Außenstehende zu erleben, und es kam ihr zudem vor, daß sich die Gäste wie unter Zwang und im Zeitlupentempo bewegten.

Sie hatte auch die Drehung des Mannes mitbekommen, sein Gesicht gesehen und die Zähne.

Sie wußte Bescheid.

Das alles nutzte ihr jetzt nichts, denn der Horror nahm seinen Fortgang. Die ersten Gäste sprangen von ihren Stühlen hoch. Da die Tische mit den Stühlen dicht beisammen standen, kam es zu Behinderungen. Die umgefallenen Stühle lagen plötzlich im Weg oder hatten sich ineinander verhakt. Die Tische kippten ebenfalls um.

Alles, was auf ihnen gestanden hatte, landete am Boden, rutschte darüber hinweg. Flaschen, Gläser, Tassen, Scherben, Lebensmittel, dies alles bildete plötzlich einen gefährlichen Rutschteppich zwischen all den schreienden Menschen, die auf irgendeine Art und Weise versuchten, den Ausgang zu erreichen, der durch eine Glastür gebildet wurde.

Aber da war noch das Feuer!

In den ersten Sekunden hatte es sich einzig und allein auf den Typ in den grünen Kaftan konzentriert. Das war nun vorbei. Wie eine gewaltige Wand breitete es sich aus. Da schossen die Flammen von seinem Körper weg, die Hitze nahm zu, das Feuer huschte durch die Luft, es glitt über den Boden, und für den Zuschauer sah es so aus, als wären einzelne Flammen geschleudert worden.

In der Tat hatten sie sich gelöst. Sie suchten selbständig ihre Nahrung, sie waren die eigentlichen Herrscher. Die Hitze nahm noch mehr zu, und die Feuerarme huschten wie Geister zwischen den schreienden und rennenden Menschen her, auf der Suche nach Opfern,

die sie natürlich fanden. Bald brannten die ersten Kleidungsstücke, und die Hitze wurde unerträglich.

Jemand riß von außen die Tür auf. Es war ein Mann im grauen Kittel. Er hätte es vielleicht nicht tun sollen, nun entstand Zug. Luft blies in das Café hinein, sie fachte die Flammen erst richtig an, und auch der Gelbhaarige war plötzlich von einer gewaltigen Wolke aus Feuer umhüllt, doppelt so groß wie er selbst. Die Spitzen strichen hoch bis an die Decke, wo sie sich auch ausbreiteten, um als Regen zwischen die Menschen wieder herabzufallen.

Sie erlebten das Grauen.

Viele brannten.

Auch den Mann an der offenen Tür hatte es erwischt. Schreiend torkelte er zurück in die Passage.

Es war alles real und trotzdem unglaublich. Shao und Ellen erlebten ein Chaos, von dem sie noch verschont blieben, aber die Flammen wollten alles haben.

Sie fielen von der Decke nach unten. Zuckend und huschend, an ihren Rändern sprühend sahen sie aus wie brennendes Benzin, und Ellen Flint schrie plötzlich auf, weil auch sie erwischt worden war.

Shao hatte ihr Augenmerk auf die Bedienung konzentriert. Das nette farbige Mädchen kroch über den Boden, auf ihrem Rücken eine Flammenspur.

Die Luft war erfüllt von den Schreien der Menschen, vom Fauchen des Feuers, dem Dahinschmelzen der ersten Gegenstände und natürlich von dicken, fetten Rauchschwaden, die fahnengleich durch den Raum trieben, als wollten sie alles gnädig umhüllen.

Shao warf sich auf die Bedienung zu. Die Kleine wußte nicht, wie ihr geschah. Sie spürte nur den Druck des anderen Körpers auf ihrem Rücken und bekam die Schläge der flachen Hände mit, als Shao versuchte, das Feuer auf ihrem Rücken zu löschen.

Es klappte. Die Kleidung rauchte. Das Mädchen hatte Verbrennungen erlitten, aber es lebte.

Shao schnellte hoch.

Ellen Flint schrie noch immer. Erst jetzt fiel es Shao richtig auf, daß sie schon länger geschrieen hatte, und das nicht ohne Grund.

Die heißen Zungen hatten sich auf sie gestürzt, als hätten sie den entsprechenden Befehl erhalten. Sie waren von der Decke her auf sie niedergefallen und hatten sie umhüllt.

Ein Feuermantel, in dem Ellen stand.

Shao schrie den Namen der Freundin. Wie durch ein Wunder war ihr Tisch noch stehengeblieben. Shao räumte ihn zur Seite, als sie Ellen entgegenstürzte.

Sie dachte daran, daß diese Frau zwei kleine Kinder hatte. Ellen sollte und durfte nicht sterben. Shao wollte alles tun, was in ihrer

Macht stand, um sie zu retten, und es machte ihr nichts aus, die brennende Person zu umschlingen, wobei sie unter ihren Händen und Armen das Zucken des Körpers spürte.

Ellen Flint schrie nicht mehr. Trotz der anderen Schreie hörte Shao das Wimmern der Frau. Sie schaute auch nicht hin, wie Ellen aussah, sie mußten hier nur raus, und erst jetzt erinnerte sich Shao, daß sich nicht weit von ihnen entfernt ebenfalls ein Ausgang befand.

Eine schmale Tür, die noch geschlossen war.

So gern sich Shao mit diesem Feuer-Vampir beschäftigt hätte, Ellen war wichtiger. Auch Shao spürte die Hitze der Flammen. Sie selbst wurde ebenfalls angesengt. Der Geruch verbrannter Haare, glimmender Kleidung und der nach verbranntem Fleisch oder Haut stieg in ihre Nase, und immer noch schlagend zerrte sie Ellen weg.

Sie riß die Tür auf.

In dem Augenblick, als ihre Hand auf der Klinke lag, hatte sie gehofft, daß die Tür nicht verschlossen war.

Sie war es nicht.

Vor den beiden Frauen lag ein Gang, ein Raum, was auch immer.

Shao konnte es nicht genau erkennen, denn Hitze und Rauch folgten ihr wie zwei gefräßige Tiere, und auch die Schreie der anderen Gäste gellten in ihren Ohren. Shao hoffte nur, daß es keine Todesschreie waren. Sie wandte sich nach links und schleppte Ellen weiter. Dabei schlug sie gegen den Körper der Frau und schaffte es auch, die letzten kleinen Flammen zu löschen.

Shao und Ellen befanden sich in einem Flur. Eine Treppe führte nach oben. Vieles um sie herum war aus Stein, ein Vorteil, denn der konnte nicht verbrannt werden.

Ellen lag in ihren Armen. Sie wimmerte. Das Feuer hatte sie schwer verletzt, und der Mund stand weit offen, sie schnappte nach Luft, und von ihren Haaren war so gut wie nichts mehr vorhanden.

Ein öliger Schmier klebte auf ihrem Kopf.

»Wir schaffen es!« keuchte Shao. »Wir schaffen es!«

Vor ihr gab es einen Knall. Oder war es hinter ihr? Sie wußte es nicht, aber kältere Luft strömte den Frauen entgegen. Shao schaute sich noch einmal um. Den Weg, den sie und Ellen genommen hatten, war auch von anderen flüchtenden Gästen gewählt worden, und als sie wieder nach vorn schaute, sah sie plötzlich die Helfer.

Sie hatten irgendwo eine Tür aufgebrochen. Sie hörte den Klang der Sirenen. Shao schrie den Männern etwas entgegen. Einer im weißen Kittel hörte die Schreie. Er fuhr herum, sah die beiden Frauen und stürzte auf sie zu.

»Nimm sie!« brüllte Shao, »nimm sie mit!«

Der Mann fragte nicht lange. Er riß ihr die Frau aus den Armen und schaffte sie weg.

Shao hatte plötzlich das Gefühl, als wollten ihr die Beine nicht mehr gehorchen. Am liebsten hätte sie sich hingesetzt und sich ausgeruht, aber immer wieder sah sie diesen gelbhaarigen Mann vor sich, sie sah ihn auch umhüllt von diesem Flammenmantel, und es war ihr klar, daß sie ihn suchen und finden würde.

Zurück in das Café wollte sie nicht mehr. Der Rauch hatte an Stärke zugenommen. Wegen des Durchzugs fand er überall seinen Weg.

Er hüllte Shao ein, die husten mußte. Sie taumelte auf den offenen Durchgang zu. Dahinter lag der Gehsteig, da war auch die Straße. In Shaos Nase hatte sich der Gestank von verkohltem Harr ausgebreitet. Es waren ihre so prächtigen Haare, die noch immer glommen.

Sie schlug dagegen. Funken umwirbelten ihren Kopf auch an der Vorderseite. Für Shao sahen sie aus wie winzige glühende Sterne.

Endlich hatte sie die Hölle verlassen. Sie fiel in den Pulk der Gaffer hinein, wurde weitergereicht, hörte Schreie und Befehle, es waren andere Rufe als im Café.

Hier versuchten Helfer, sich freie Bahn zu verschaffen. Zwei Wagen der Feuerwehr waren eingetroffen. Krankenwagen standen quer auf der Straße, und dort, wo einmal die breite Schaufensterscheibe des Cafés gewesen wäre, quoll dunkler Rauch in breiten Wolken und langen Bahnen hervor. Schattenhaft bewegten sich die Menschen darin, die in ihrer wilden Panik überall hinliefen und nicht immer den richtigen Ausgang fanden. Dieser Raum war zu einer Hölle geworden, in der sich eben nur ein Teufel wohl fühlen konnte. Und dieser Gelbhaarige war ein Teufel der besonderen Art.

Er hatte den Ort nicht verlassen. Shao sah ihn einige Male wie ein brennendes Gespenst innerhalb der Rauchschwaden auftauchen. Er ging durch den Raum, als würde er ihm gehören. Der König des Feuers, der Herr über Leben und Tod. Sie konnte nicht herausfinden, ob er grinste, nahm es aber an, und sie glaubte auch, sein Lachen zu hören.

Das Geräusch wurde sehr bald von einem anderen überlagert, denn die ersten Wasserstrahlen jagten in den zerstörten Raum hinein und vernichteten noch den Rest.

Feuerwehrmänner folgten den Strahlen. Sie wollten retten, was noch zu retten war, denn nicht alle Gäste hatten die Flucht geschafft.

Einige befanden sich noch in dieser Hölle, durch die sie blind taumelten.

Shao aber dachte an den Mann.

Sie wollte ihn. Sie wollte zumindest wissen, wohin er sich abgesetzt hatte.

Leider war er nicht mehr zu sehen. Er hatte die Gunst der Minute ausgenutzt und war verschwunden. Dabei war er nicht auf dem normalen Weg aus dem Café gelangt, er mußte sich noch in der

Passage befinden. Shao war zwar angesengt, aber nicht so schwer verletzt, als daß sie sich nicht hätte bewegen können. Sie dachte in diesem Fall so, wie sie es gewohnt war. Sie wollte und mußte diesen Feuer-Vampir stellen, und sie wollte deshalb den Weg wieder zurücklaufen.

Der Ring der Menschen war zu dicht.

Hinzu kamen die Polizisten, die eine Kette aus Leibern gebildet hatten. Sie sperrten ab, was vernünftig war. Niemand sollte sich noch einmal in Gefahr begeben.

Von Shaos Motiven ahnten sie nichts. Sie schickten die Chinesin wieder zurück, die einsah, daß sie verloren hatte. Den Brandstifter verdrängte sie aus ihrem Gedächtnis, denn jetzt ging es um Ellen Flint. Sie wollte wissen, ob die Bekannte noch lebte, fragte sich durch bis zu einem der großen Ambulanzwagen, aber man konnte ihr keine Antwort geben. Zu viele Verletzte und Schwerverletzte wurden herangeschleppt, und manche der qualmenden Körper sahen aus, als würden sie nie mehr erwachen.

Shao schaute zu.

Sie fühlte sich so hilflos. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt, und an ihren Wangen liefen die Tränen entlang. Sie zeichneten helle Spuren in die Asche auf ihrem Gesicht.

Was Shao in diesem Café erlebt hatte, das war keine normale Brandstiftung gewesen, da spielten andere Dinge eine Rolle, und sie wußte auch, welche.

Dämonie, Schwarze Magie. Ein schreckliches Wesen aus dem Reich der Finsternis. Ein Vampir, der Feuer spie. Shao hatte schon einiges erlebt, das aber nicht. Normalerweise sind Flammen die Todfeinde der Blutsauger, ebenso wie geweihtes Silber, Knoblauch oder der Eichenpflock. Was sie bei diesem Wesen allerdings erlebt hatte, das widersprach den Regeln.

Ohne es sich richtig bewußt zu werden, hätte sie den Schauplatz des Geschehens verlassen. Sie war einfach weitergegangen, noch den Brandgeruch in Mund und Nase. Ihre langen Haare sahen nicht mehr so aus wie früher. Sie waren verkohlt und angesengt. Viel kürzer, aber das war nicht weiter tragisch. Sie würden nachwachsen.

Es zählte nur, daß sie ihr eigenes Leben gerettet hatte.

Doch Shao dachte weiter.

Und die Idee kam ihr, als sie die Telefonzellen sah. Zwei standen zusammen, eine davon war frei.

Shao huschte hinein.

Der Raum war eng, sie bekam es plötzlich mit der Angst zu tun.

Den Grund wußte sie selbst nicht. Während sie nach der Telefonkarte suchte, ließ sie ihren Blick durch die Scheiben gleiten.

Der Brand hatte für einen mächtigen Verkehrsstau gesorgt. Nichts lief

mehr auf der Straße.
Doch auf dem Gehsteig sah sie Menschen.
Und sie sah den gelbhaarigen Feuer-Vampir.
Er starrte in die Zelle.
Er lächelte.
Shao spürte, wie sich die Haut auf ihrem Rücken zusammenzog.
Sie rechnete auch damit, daß der Feuer-Vampir im nächsten Moment eine Flamme auf die Zelle schleuderte.
Er tat es nicht.
Nahezu locker und lässig drehte er ab und ging davon, als wäre nichts geschehen.
Shao atmete stöhnend auf. Mit dem Rücken lehnte sie sich gegen die Wand und schüttelte den Kopf. Dieser Kelch war gerade noch an ihr vorübergegangen, aber sie wußte sehr genau, daß er zurückkehren würde. Dieser Dämon hatte sie angeschaut, als wüßte er sehr gut Bescheid.
Endlich raffte sie sich auf, die Nummer ihres Partners Suko zu wählen. Das war ein Fall für ihn und John Sinclair…

***

Wir fanden Shao an der Telefonzelle. Sie wartete dort auf uns wie abgemacht, und sie war nicht mal erstaunt, als sie Jane Collins sah, die bei uns war.
Suko schloß seine Partnerin in die Arme und preßte sie an sich.
»Mein Gott, bin ich froh, daß dir nichts passiert ist, Shao. Bist du wirklich nicht verletzt?«
»Nein, nur die Haare.« Sie lachte, aber es klang nicht echt.
»Bleib du bei ihr!« bat ich Jane. »Wir könnten uns mal die Brandstelle anschauen.«
Suko war damit einverstanden. Shao bat uns noch, nach einer Frau namens Ellen Flint zu fragen, und sie hoffte, daß Ellen den Angriff des Feuers überstanden hatte.
Es war kein Feuer mehr zu sehen. Dafür umlagerte ein Ring aus Neugierigen den Ort des Geschehens. Wir drängten uns durch und gerieten an die Mannschaft aus Feuerwehrmännern und Polizisten.
Natürlich sollten auch wir weggedrängt werden, aber unsere Ausweise verschafften uns Zutritt.
Ich fand den Leiter des Einsatzes. Der Mann hatte seinen Helm in den Nacken geschoben und war dabei, Wasser aus einer Dose zu trinken. Als er sie absetzte, standen Suko und ich vor ihm. »Wenn Sie von der Presse sind, ich weiß noch nichts.«
»Scotland Yard«, sagte ich.
Der Mann schluckte den letzten Rest. Helle Zähne lächelten uns für einen Moment aus dem geschwärzten Gesicht entgegen. »Was haben

Sie denn damit zu tun?«

»Wir denken an Brandstiftung«, sagte Suko.

Er bekam einen schiefen Blick geschenkt. »Was macht Sie da so sicher?«

»Es ist Brandstiftung gewesen, wie auch bei den anderen fünf Bränden in der letzten Zeit.«

Der Leiter winkte ab. Er stand im Rang eines Captains. »Um Himmels willen, sagen Sie das nicht zu laut. Wir wollen auf keinen Fall irgendwelchen Ärger haben.«

»Das ist klar.«

»Aber Sie haben recht. Es ist Brandstiftung.«

»Haben Sie Zeugen?«

»Ja.«

»Gibt es Tote?«

Der Captain hob die Schultern. Er schaute mich an. »Ich weiß es noch nicht, Sir, ich weiß es wirklich nicht. Die meisten Menschen, die wir aus der Hölle herausgeholt haben, schienen bereits tot zu sein. Aber man kann nie wissen. Sie müßten sich schon im nächsten Krankenhaus erkundigen. Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

Er deutete auf das gewaltige Loch, das einmal ein Schaufenster gewesen war. »Wir haben noch Glück gehabt, daß dieses verfluchte Feuer nicht die gesamte Fassade erfaßt hat. Dazu können wir uns sogar gratulieren.«

»Dürfen wir näher heran?« fragte Suko.

Der Mann lachte. »Wenn Sie es schaffen, dann bitte. Sie werden die Hitze noch spüren.«

Da hatte er recht. Aus dem Café strahlte uns noch immer eine heiße Wand entgegen, die unsichtbar über den verkohlten Resten lag. Ein widerlicher Gestank hatte sich in der unmittelbaren Umgebung festgesetzt, und wir wandten uns ab.

»Nun?«

»Nichts«, sagte ich. »Wir sind keine Experten, Captain, das überlassen wir Ihnen.«

»Ist auch gut so.«

»Können Sie uns trotzdem sagen, wo wir in Erfahrung bringen, ob jemand bei diesem Anschlag sein Leben verloren hat?« erkundigte sich der Inspektor.

»Versuchen Sie es mal am Wagen der Ambulanz.«

»Danke.«

Einer stand noch dort. Gewissermaßen als Sicherheit. Ich sah eine junge Ärztin, die einen leicht erschöpften Eindruck machte. Sie hatte braunes, sehr dichtes, kurzgeschnittenes Haar, das ihren Kopf in Ohrenhöhe umwippte. Als ich die Frau ansprach, schaute sie mich ärgerlich an. »Ich gebe keine Antworten, ich weiß selbst nichts.

Vielleicht gibt es eine Pressekonferenz, vielleicht auch nicht.«

Wieder das gleiche Spiel. »Wir sind von Scotland Yard«, erklärte ich ihr.

»Ach ja?«

Da sie jetzt mehr Interesse zeigte, stellte ich ihr die Frage, die uns auf den Seelen brannte.

»Tote?« murmelte sie, und ihr Blick verlor sich dabei. »Ja, es hat zwei Tote gegeben.«

»Wer war es?«

»Zwei Frauen.« Sie strich wieder ihre Haare zurück. »Eine Verkäuferin und ein Gast.«

»Kennen Sie die Namen?«

Die Ärztin schaute Suko an und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nur, daß die andere Person kaum noch zu erkennen war. Sie hat sich direkt im Zentrum aufgehalten und keine Chance mehr gehabt.« Die Ärztin schüttelte sich. »Manchmal verfluche ich diesen Beruf. Ich bin mehr als zwölf Stunden auf den Beinen.« Sie winkte ab. »Was soll's? Ich habe mir den Job ja selbst ausgesucht.«

»Können Sie sich an die Frau erinnern?« hakte ich nach.

»Wie meinen Sie?«

»War sie noch jung?«

»Nein, schon älter.«

Da fiel uns ein kleiner Stein vom Herzen, denn Shaos Freundin war jünger gewesen, wie auch Suko wußte. Wir bekamen noch die Information darüber, in welches Krankenhaus die Verletzten eingeliefert worden waren und gingen wieder zu den beiden Frauen zurück.

»Und?«

Suko nickte der zitternden Shao zu. »Ich denke, deine Freundin hat Glück gehabt. Sie befindet sich wohl nicht unter den beiden Toten.«

Die Chinesin atmete auf. In ihren Händen trug sie ehemals weiße Papiertücher. Damit hatte sie ihr Gesicht so gut wie möglich gereinigt. Verbrannt war kaum etwas von ihrer Haut. Nur auf den Handflächen zeigten sich an einigen Stellen kleine Blasen.

Suko wollte, daß sich Shao behandeln ließ. Sie stimmte auch zu, wollte es aber später machen.

Jane Collins berichtete uns, was ihr Shao als Zeugin gesagt hatte.

Und wieder traf diese Aussage haargenau zu. Shao hatte den Mann in der grünen Kutte gesehen, und sie hatte auch erlebt, wie er von einem Augenblick zum anderen Feuer fing. Die Flammen waren aus seinem Körper herausgeschossen.

»Und dann waren da noch die Zähne«, sagte Jane. »Vampirzähne. Wir müssen also davon ausgehen, daß wir es tatsächlich mit einem Feuer-Vampir zu tun haben.«

Nach dieser Feststellung blieb uns nichts anderes übrig, als zu schweigen. Ich hatte beide Hände zu Fäusten geballt, schüttelte den Kopf und fragte: »Wie ist das möglich, verdammt? Wie kommt es, daß sich ein Blutsauger dermaßen gegen die schwarzmagischen Gesetze stellen kann? Das will mir nicht in den Kopf.«

Von meinen Freunden erhielt ich keine Antwort, denn sie kamen damit auch nicht zurecht.

»Ein Wunder«, sagte Shao leise. »Wenn ihr das gesehen hättet, würde es euch wie ein Wunder vorkommen. Er ist eine Kreatur, die bei Tageslicht durch London spaziert und gar nicht auffällt, weil es genug bunte Vögel gibt. Plötzlich explodiert diese Kreatur. Mir will das nicht in den Kopf, aber es muß eine Lösung geben.«

Obwohl sie uns auffordernd anschaute, schwiegen wir. Es hatte keinen Sinn, wenn wir uns in irgendwelchen Spekulationen verloren. Obwohl wieder ein Brand aufgeflammt war, standen wir am Anfang. Dieses Feuer hatte uns nicht weitergebracht.

»Es scheint kein Motiv zu geben«, sagte Jane.

»Doch!« Ich hatte widersprochen.

»Wieso?«

»Da muß einfach etwas dahinterstecken. Ich kann mir vorstellen, daß es ein Anfang gewesen ist. Meiner Ansicht nach werden wir noch mehr zu sehen oder zu hören bekommen. Ich glaube fest daran, daß andere dieser Feuer-Vampire erscheinen werden.«

»Um was zu tun?« fragte Suko.

»Angst, Panik, Feuer, Vernichtung. Da könnte etwas ganz Großes auf uns zurollen.«

Shao hatte bisher zugehört, ohne einen Einwand zu geben. Wir sahen, daß sie nickte, und als sie mit leiser Stimme sprach, hörten wir sehr genau zu. »Als ich in der Telefonzelle hier stand, habe ich ihn noch einmal gesehen, und er hat mich auch entdeckt.« Sie wies auf die Zelle. »Er schaute direkt hinein, und ich hatte den Eindruck, als wüßte er Bescheid.«

»Worüber?« fragte Suko.

»Über mich.«

»Bitte?«

»Ja, diese Augen, so kalt, so grün…« Shao schüttelte sich. »In ihnen steckte ein Wissen. Möglicherweise hat er gespürt, daß ich ein besonderes Schicksal hinter mir habe. Nach diesem Blick könnte ich mir vorstellen, daß er mich noch einmal besuchen wird. Er wird irgendwann erscheinen, und zwar für mich allein.«

»Das wäre nicht gut«, murmelte Jane.

»Aber eine Chance.«

Auch Suko war besorgt. »Nein, nein Shao. Stell dir vor, der will wirklich etwas von dir. Er steht plötzlich vor dir und fängt an zu

brennen. Dann wirst du nicht den Hauch einer Chance haben. Dann kommst du einfach nicht mehr weg. Er wird dich verbrennen. Ich hoffe sehr, daß du dich täuschst, Shao.«

Sie wiegte nur den Kopf.

»Jedenfalls müssen wir ihn fangen, wie auch immer«, sagte Jane.

»Das ist gut!« Ich grinste schief. »Willst du durch London turnen und ihn suchen? Willst du wieder darauf lauern, daß irgendwo ein Geschäft oder ein ganzes Viertel in Brand gerät?«

»Ich hoffe nicht, daß es soweit kommt, John.«

»Dann werden wir zuvor etwas unternehmen müssen.«

»Was denn?«

Ich wollte die Schultern heben, tat es nicht, weil die Depression nicht noch größer werden sollte. Ich dachte natürlich über ihn nach, und immer wieder stellte ich mir vor, daß er ein Vampir mit besonderen Kräften war. Jemand, den es zuvor nicht gegeben hatte, der aber nun existierte. Wenn ich den Gedanken weiterverfolgte, mußte ich einfach darauf kommen, daß dieser Feuer-Vampir hergestellt worden war. Ja, hergestellt, erschaffen. Wie ein Denkmal oder eine Plastik.

Das sagte ich auch den anderen.

»Was folgerst du daraus?« fragte Jane.

»Jemand steht hinter ihm. Einer, der es genau wissen will. Der ein Experiment gestartet hat.«

»Wer denn?«

»Wenn ich es mit Vampiren zu tun habe, dann fällt mir meistens nur eine Person oder Unperson ein. Nämlich…«

»Dracula II!« Diese Worte hatte Suko gesagt, und ich widersprach ihm mit keiner Silbe.

»Meinst du wirklich?« flüsterte Jane Collins nach einer kurzen Pause. »Ist das dein Ernst?«

»Eine Möglichkeit.«

»Warum, wieso?«

»Mich darfst du danach nicht fragen. Suko und ich wissen aber, daß Mallmann in einer verfluchten Vampirwelt hockt und sich den Kopf darüber zerbricht, was er noch alles an Scheußlichkeiten in die Wege leiten kann.«

»Das ist mir zu allgemein«, sagte Jane.

»Weiß ich selbst, aber ich finde keine bessere Lösung. Mallmann hat sich zurückgezogen. Nicht, um untätig zu bleiben. Er bastelt immer neue Pläne, und wir gehören zu seinen Todfeinden.«

Suko meinte: »Dann können wir davon ausgehen, daß Dracula II dieses Wesen erschaffen hat – oder?«

»Es wäre zumindest eine Möglichkeit, darüber nachzudenken. Ich werde sie auf jeden Fall in mein Kalkül mit einbeziehen.«

»Trotzdem komme ich da nicht mit«, sagte Jane. »Wenn es gegen uns

ginge, dann hätte er uns direkt angegriffen, sage ich mal. Warum dann erst diese Brände?«

»Mallmann will ablenken. Mallmann will Panik. Wenn du dir mal alles durch den Kopf gehen läßt, wobei du diesen Feuer-Vampir mit einem normalen Brandstifter vergleichst, so hat er damit wenig gemeinsam. Ein Brandstifter kommt zumeist in der Nacht. Er sieht zu, so wenig wie möglich aufzufallen. Man soll ihn also nicht sehen. Dieser Feuer-Vampir aber riskiert es, von unzähligen Zeugen gesehen zu werden, er geht sogar noch einen Schritt weiter und legt den Brand, wo diese Zeugen in seiner Nähe sind. Das alles zeigt mir, daß er uns locken will.«

Suko nickte. Er hatte seinen Arm um Shao gelegt, die sich an ihn drückte, als suchte sie noch immer Schutz. »Wenn ich recht darüber nachdenke, könnte John gar nicht mal so schlecht liegen mit seiner Vermutung. Man bereitet etwas vor und lenkt gleichzeitig von den eigentlichen Dingen ab. Das ist doch was – oder?«

»Hm.«

Suko lächelte Jane an. »Mehr sagst du nicht?«

»Zumindest besser als gar nichts. Und welches Resultat ziehen wir daraus?« Die Antwort gab sich die Detektiv selbst. »Wir oder nur ihr müßt also damit rechnen, von dem Feuer-Vampir besucht zu werden. Das wird ein heißer Gast sein.«

»Worauf du dich verlassen kannst«, sagte ich.

Jane Collins hob die Schultern. »Von Vorteil wäre es ja, wenn wir wüßten, wann er erscheint.«

»Keine Chance«, sagte ich. »Es bleibt uns nichts anderes übrig, als darauf vorbereitet zu sein.«

Sie lächelte kantig. »Mit einer Löschspritze in der Hand, wie?«

Ich schwieg.

Dafür sagte Shao etwas. »Wenn es euch recht ist, möchte ich gern nach Hause. Meine Unterlagen sind verbrannt, aber ich habe zum Glück die Papiere bei mir am Körper. Gehst du mit, Suko?«

»Ich lasse dich doch in dieser Situation nicht allein.«

Damit war auch ich einverstanden.

»Was hast du vor, John?«

»Ich fahre zurück ins Büro. Sir James muß eingeweiht werden. Ich komme dann später nach.«

»Soll ich bei euch bleiben?« fragte Jane.

Suko nickte. »Wäre nicht schlecht.«

»Ja.« Auch Shao stimmte zu. »Bleib bei uns, Jane. Sechs Augen sehen mehr als vier. Und drei Leute können sich besser verteidigen als zwei, falls es dann nötig sein soll.«

Auch ich hatte nichts dagegen. »Wir sehen uns dann in deiner Wohnung, Suko.«

»Klar.«

Wohl war uns allen bei dieser Trennung nicht. Auch ich hatte den Eindruck als würde da noch etwas Gewaltiges, aber auch Hinterlistiges auf uns zurollen…

***

Beau Lambert spürte in seinem Innern kein Blut, obwohl so etwas wie eine Flüssigkeit durch die Adern rann. Allein er wußte, daß es nichts anderes als Feuer war. Allerdings Feuer in einer besonderen Form, kanalisiert, nicht als Flamme, sondern mehr als zuckender Strom, der ihn von den Zehenspitzen bis zu den Haarwurzeln erfaßt hatte.

Er war blendender Laune. Er fühlte sich sogar euphorisch, denn wieder einmal hatte er zugeschlagen. Er hatte Aufmerksamkeit erregt. Sein Herr und Meister würde mit ihm und seinen Vorbereitungen zufrieden sein. Letztere aber waren nun gelaufen. Er konnte seine nächsten Aktionen auf die eigentlichen Ziele richten.

Der grüne, lange Mantel, mehr einer Kutte ähnlich, verbarg seinen Körper. Nur der Hals und das Gesicht schauten hervor, und beide unterschieden sich nicht von denen eines normalen Menschen. Ein großer Vorteil, denn so konnte er schalten und walten, wie er wollte.

Auf seinem Weg durch die Stadt schaute er sich die Fassaden der Häuser an, er sah die Menschen, wie sie so ahnungslos waren, und er dachte daran, daß jedes Haus, jedes Auto, jeder U-Bahnwagen eigentlich eine potentielle Beute für ihn war.

Es würde ihm sogar gelingen, die gesamte Stadt in eine einzige Flammenhölle zu verwandeln, und dieser Gedanke faszinierte ihn.

Als er durch seinen Kopf trieb, leuchteten die grünen Augen noch heller auf, es hätte nicht viel gefehlt und aus den Pupillen wären Flammenzungen geschossen, aber der Vampir hielt sich zurück, was ihm nicht leichtfiel, denn das Brennen in seinem Körper war stärker, viel stärker geworden.

Nein, nicht jetzt. Er mußte sich zusammenreißen. Er durfte keinesfalls etwas tun, was nicht zu den Plänen paßte. Er mußte jetzt verdammt cool bleiben.

Man schaute ihn an.

Manche Kinder lachten, andere schüttelten die Köpfe, als er unbeirrt seinen Weg ging. Aber es war niemand da, der ihn aufhielt, obwohl er bei den Bränden von zahlreichen Zeugen gesehen worden war. Entweder hatten die Menschen alle schlechte Augen, ein schwaches Erinnerungsvermögen, oder sie trauten sich nicht an ihn heran, weil sie einfach wußten, daß er ihnen brandgefährlich werden konnte.

Ein bedeckter Himmel breitete sich über London aus. Er schaute hin und wieder zu den Wolkenschichten hoch, und das Grau gefiel ihm

überhaupt nicht. Er hätte diesen Himmel lieber in einem feurigen Rot gesehen, das sich von einem Ende zum anderen zog. Ein gewaltiges Flammenmeer, sich tiefer und tiefer senkend, um anschließend über die Stadt herzufallen wie von einem irren Hunger und Vernichtungswillen getrieben.

Das genau waren seine Vorstellungen, allerdings welche, mit denen er sich nur theoretisch beschäftigen konnte. Er hoffte nur, daß diese Bilder einmal zur Wahrheit werden würden, und dann gab es nur den Sieg der Schwarzblüter.

Die Spur war gelegt, und er ging auch davon aus, daß sich seine Pläne erfüllten. Nicht umsonst hatte er die Chinesin verfolgt und in ihrer Nähe das Feuer gelegt. Sie war davongekommen, so hatte es auch sein sollen, und sie hatte sicherlich ihre Freunde alarmiert, von denen ihm Dracula II berichtet hatte.

Mallmanns Worte klangen noch in seinen Ohren. »Brennen sollen sie. Alle sollen sie brennen. Und du, du allein wirst mir ihre Asche mitbringen, die ich in meiner Welt wie einen kostbaren Schatz hüten werde. Das bist du mir schuldig, Beau Lambert.«

So hatte Mallmann zu ihm gesprochen, und Lambert war der Ansicht, daß er es tun mußte.

Kein Zurück mehr, nur der Blick nach vorn. So und nicht anders sollte und würde es aussehen.

Sein nächstes Ziel stand fest.

Er wollte nicht unbedingt zu Fuß dort hingehen, und er wollte sich auch nicht in seiner auffälligen Kleidung zeigen. Da konnte sich schon etwas herumgesprochen haben.

Deshalb tauchte er in eine Seitenstraße ein, wo es zahlreiche Kram- und Billigläden gab, in denen man praktisch alles kaufen konnte, was das Herz begehrte.

Vieles war Hehlerware, das störte die Kunden nicht, und auch Beau Lambert interessierte es nicht. Er betrat einen Laden, aus dem harte Rockmusik drang.

Als er von einer poppig aufgemachten Verkäuferin mit blauen Haaren angesprochen wurde, winkte er nur ab. Er suchte sich seine Dinge allein aus, fand einen braunen, langen Mantel, der ihm gut passen würde, und entdeckte sogar eine Perücke. Schwarze, etwas krause Kunsthaare, die schimmerten, als wären sie in Öl getaucht worden. Das künstliche Haarteil paßte sogar. Zwar klemmte es etwas an den Ohren, aber damit ließ sich leben. Wer nicht zu genau hinschaute, würde nicht erkennen, daß Lambert ein Haarteil trug.

Er kaufte den Mantel und die Perücke. Die Kassiererin gab ihm sogar noch einige Prozente Rabatt. Wahrscheinlich war sie froh darüber, daß jemand dieses Zeug endlich mitnahm.

Er verließ den Laden. Hinter einer Plakatwand veränderte er sein

Aussehen. Niemand hatte ihn beobachtet – und wenn auch, man würde ihm sowieso nicht auf die Spur kommen.
Dann machte er sich auf die Suche nach einem Taxis.
Ein Wagen war schnell gefunden.
Lambert stieg in den Fond.
»Wohin?« fragte der Fahrer.
Vor der Nennung des Fahrtziels zeigte Lamberts Mund ein genüßliches Grinsen. »Zu Scotland Yard, Meister…«

***

Glenda Perkins war nicht in die Mittagspause gegangen. Sie hatte das Hinausstürmen ihrer drei Freunde erlebt und auch noch eine kurze Frage gestellt.
»Es brennt!« hatte ihr John nur zugerufen.
»Also geht es weiter.« Glenda schüttelte den Kopf. Sie hatte das Gefühl, im Büro bleiben zu müssen und bat eine Kollegin, ihr einen Salat mitzubringen.
Glenda stellte das Radio an. Es gab ja zahlreiche Lokalsender, die immer schnell mit ihren Berichten über ungewöhnliche Vorfälle zur Stelle waren. Auch in diesem Fall hatte sie Glück. Ein Sender berichtete über einen Brand in einem Café nahe des Piccadilly.
Sie stellte den Ton lauter und hörte zu. Auf ihren Handflächen hatten sich kleine Schweißperlen gebildet, und sie spürte auch, wie sich ihr Magen zusammenzog. Nervös huschte die Zunge zwischen den Lippen hervor und zeichnete den Umriß des Mundes nach. Die Hände hielt sie zu Fäusten geballt, und so lauschte sie jedem Wort.
Der Sprecher gehörte leider zu der Sorte von Schwätzern, die eine bestimmte Sendezeit füllen mußten, auch wenn es noch keine direkten Fakten gab. So erging der Mann sich in Vermutungen, was Ursache, Verletzte und Tote betraf, aber konkret werden konnte er nicht.
Er versprach aber, sich wieder zu melden.
Glenda drehte den Ton leiser – und ein leiser Schrei löste sich aus ihrem Mund.
Von ihr ungehört und ungesehen war Sir James in das Büro gekommen. Er stand sogar ziemlich dicht neben ihr und schaute auf ihr dunkles Haar herunter.
»Sie haben mich erschreckt, Sir.«
Der Superintendent deutete auf das Radio. »Und Sie haben interessiert zugehört.«
»Stimmt.«
Sir James räusperte sich. »Wieder ein Brand?« erkundigte er sich.
»Ja.«
»Wo?«
»Es muß der sein, zu dem Jane, John und Suko hin unterwegs sind.

Ein Café nicht weit vom Piccadilly weg. Sieht wohl sehr böse aus, wenn man den Worten des Sprechers traut. Obwohl der Knabe im Prinzip nicht viel gesagt hat.«

Sir James nickte. »Es geht also weiter.«

»Leider, Sir.«

»Es ist der sechste Brand, Glenda. Ich frage mich, wer so etwas tut.«

»Jane Collins hat da gewisse Vermutungen geäußert, wenn ich das mal so sagen darf.«

»Ja, das stimmt. Zeugen sprachen von einem gelbhaarigen Mann mit sehr seltsamen Zähnen.«

»Ein Vampir.«

»Der Feuer ausstrahlt?« Die Stimme des Mannes hatte sehr skeptisch geklungen.

Glenda hob die Schultern. »Wissen Sie denn, Sir, was alles möglich ist? Was sich unsere Gegner an Nettigkeiten einfallen lassen? Ich habe es aufgegeben, darüber nachzudenken. Es bringt nichts. Man muß die Tatsachen hinnehmen. Das ist meiner Meinung nach die einzige Möglichkeit, um nicht verrückt zu werden.«

Sir James Powell lächelte. »Da könnten Sie recht haben, Glenda. Falls sich etwas Neues ergibt und Sie als erste informiert werden, Sie finden mich in meinem Büro.«

»Geht in Ordnung, Sir.«

Der Superintendent verließ das Büro, und Glenda konnte sich endlich um ihren Salat kümmern.

Sir James aber ging sehr nachdenklich über den Flur. Er war ein sehr rational denkender Mann, trotz seiner ungewöhnlichen Aufgabe. Er schaffte es auch für sich, in hoch komplizierte Fälle eine gewisse Logik hineinzubekommen, in diesem Fall aber fiel ihm das nicht nur schwer, es war sogar unmöglich. Er sah kein Motiv für die Brände, abgesehen davon, daß sich jemand einen Spaß daraus machte, das Chaos zu produzieren, um Menschen zu verletzen oder verbrennen zu sehen. Ansonsten stolperte er über diese Tatsache, daß der Brandstifter ein Vampir gewesen sein sollte. Ein Blutsauger, der mitten im Feuer stand und dabei nicht verbrannte. So etwas wollte nicht in seinen Kopf, und Sir James dachte auch an einen kollektiven Irrtum der Zeugen. Diese Möglichkeit sah er allerdings nur als sehr vage an.

Er öffnete seine Bürotür und betrat ein Zimmer, das ziemlich düster war. Er konnte durch die Scheibe schauen. Der Himmel über London war eine einzige, graue Wolkenfläche, und das Grau wiederholte sich auch in den Schluchten der Straßen. So trist diese Farbe auch war, er mochte sie mehr als das feurige Rot der Flammen, die aus irgendwelchen Dächern hervorschlugen.

Hoffentlich fanden Sinclair und Suko eine Spur. Wenn dieser Flammenteufel noch weitere Brände legte, konnte in London leicht

eine Panik entstehen, denn wer sollte sich da noch sicher fühlen?
Sir James nahm wieder hinter seinem Schreibtisch Platz. Jane Collins hatte ihm Fotokopien ihrer Unterlagen überlassen. Doch er fragte sich, ob es überhaupt einen Sinn hatte, sie zu lesen. Es war wieder ein Brand geschehen, und Sir James setzte seine Hoffnungen diesmal auf neue Zeugenaussagen, auch auf die seiner Männer.
Er goß sich ein frisches Glas Wasser ein. Eigentlich hätte er an diesem Mittag zu einem Essen gemußt, das aber hatte er abgesagt.
Er wollte im Büro bleiben, denn der Dienst war eben wichtiger als ein dienstliches Essen.
Als das Telefon tutete, schaute Sir James kurz auf und nahm den Hörer dabei ab.
Es war nicht Glenda Perkins, die ihn mit einer positiven Nachricht überraschte, sondern der Mann vom Empfang. Er sprach davon, daß sich ein Besucher angemeldet hätte.
»Wissen Sie seinen Namen?«
»Ein gewisser Beau Lambert, Sir.«
»Ich kenne ihn nicht. Ich habe auch zu tun. Fragen Sie trotzdem, weshalb er mich sprechen möchte.«
»Natürlich.«
Sir James vernahm im Hintergrund Stimmen. Sekunden danach hörte er wieder die Stimme des Portiers. »Mr. Lambert meint, daß es um Brände geht. Mehr sagte er nicht.«
Der Superintendent saß für einen Moment starr auf seinem Stuhl.
»Lassen Sie ihn hochbringen, bitte.«
»Sofort, Sir.«
Scharf atmete der Mann aus. Mit dieser Entwicklung des Falles hätte er nicht gerechnet. Einen Beau Lambert kannte er nicht. Das mußte nichts zu sagen haben. Dieser Mann konnte in einer ganz besonderen Beziehung zu dem Brandstifter stehen. Vielleicht hatte er auch mehr gesehen als andere Zeugen, und trotzdem war Sir James nicht sehr wohl bei dieser Sache. Er vermißte John Sinclair und Jane Collins. Mit ihnen hätte er diesen Zeugen gern bekannt gemacht.
Sicherheitshalber rief er bei Glenda an und erkundigte sich, ob zumindest einer der beiden zurückgekehrt war.
»Nein, Sir, noch nicht.«
»Danke, schon gut.« Von seinem Besucher erzählte er Glenda nichts. Er wartete auf ihn, und es dauerte nicht mehr lange, bevor an die Tür geklopft wurde.
Sehr schnell wurde sie geöffnet. Zwei Männer betraten das Büro.
Einer von ihnen war ein Bote, der den Besucher begleitete. Dieser Mann war Sir James völlig fremd. Hochgewachsen, dunkle Haare, die ölig schimmerten, und ein Gesicht, das einen weichen, weibischen Ausdruck zeigte. Er hatte den Mund einer Frau, ein weiches Kinn und

aufgeplusterte Wangen. Und das Lächeln auf den Lippen wirkte nicht echt. Sir James überlegte sogar, ob er sich erheben und dem Mann die Hand geben sollte. Er entschied sich dafür, aufzustehen. Bei einem Mann wie ihm siegte eben die Höflichkeit.

»Sir James Powell?«

»Ja.«

»Ich bin Beau Lambert.« Er kam auf den Schreibtisch zu und streckte Sir James die Hand entgegen.

Der Superintendent faßte sie nur zögernd an. Als er sie schließlich zwischen seine Finger bekommen hatte, fühlte sie sich an wie ein weiches Stück Fleisch. Gleichzeitig hatte er auch das Gefühl, als würde aus der Haut des anderen Wärme in seine eigene Hand strömen, und das irritierte Sir James. Er ließ sie recht schnell wieder los und bat den Besucher, Platz zu nehmen.

Der Mann blieb stehen.

»Wollen Sie sich nicht setzen?«

»Doch.«

»Und warum tun Sie es nicht, Mr. Lambert?«

Auf den weichen Lippen erschien ein Lächeln, das Sir James überhaupt nicht gefiel. »Weil ich Ihnen etwas zeigen möchte, Sir. Ich möchte Ihnen etwas demonstrieren.«

»Gut, Mr. Lambert. Bevor Sie das allerdings tun, möchte ich Sie fragen, ob dies zur Sache gehört?«

»Ja.«

»Dann bitte.«

Beau Lambert stand vor dem Schreibtisch wie ein Künstler vor dem seines Agenten. Einer, der darauf gewartet hat, endlich seine Kunst zeigen zu können, und so ähnlich handelte Beau Lambert auch. Er bewegte sich sehr langsam. Während er die Arme anhob, spürte Sir James bereits ein Kribbeln in Magenhöhe. Nicht daß er das Gefühl gehabt hätte, einem Schwindler auf den Leim gegangen zu sein, es war etwas anderes, was ihn störte und ihn sogar frösteln ließ.

Plötzlich wußte er es.

Der Blick aus grünen Augen!

Hatten die Zeugen der Brände nicht von einer Person mit grünen Augen und strohgelben Haaren gesprochen? Durch den Kopf des Mannes huschten die Gedanken wie rasch aufeinander folgende Blitze, und als er sah, wie sich Finger in die ölig schimmernde Haarpracht klammerten, da wußte er plötzlich Bescheid.

Leider zu spät.

Mit einer heftigen Bewegung hatte Lambert die Perücke von seinem Kopf gerissen, und plötzlich leuchtete sein gelbes Haar, als wäre über den Kopfschmuck der blanke Sonnenschein geflossen.

Mit einer blitzschnellen Bewegung entledigte sich der Mann seines

Mantels und stand so vor dem Schreibtisch, wie er schon von zahlreichen Zeugen gesehen worden war.

Ein zu schöner, etwas weibischer Mann mit hellen Haaren, einer grünen Kutte und malerisch geschwungenen Lippen, die er jetzt zurückzog, um das zu präsentieren, was ihn ausmachte.

Etwas fassungslos schaute Sir James auf die beiden aus dem Oberkiefer wachsenden Vampirzähne, die dieselbe Farbe aufwiesen wie sein Haar. Er hatte sich leicht vorgebeugt und starrte auf den Mann an der anderen Seite herab.

Sir James schwieg.

»Was denken Sie jetzt?« flüsterte Beau Lambert.

»Im Moment schaue ich nur.« Sir James hatte sich prima in der Gewalt. Seiner Stimme war nichts von der Überraschung anzumerken. Sie klang wie immer. »Ja, ich schaue.«

»Und was sehen Sie?«

»Einen Vampir. Oder soll ich sagen: einen Feuer-Vampir?«

»Das ist mir gleich.«

»Dann haben sich die Zeugen nicht geirrt.«

»Stimmt.« Lambert nickte. »Und das sollte auch so sein. Sie haben sich nicht irren sollen.«

Diese Antwort ließ für Sir James ein Licht am Ende des Tunnels erstrahlen. Er dachte daran, daß Beau Lambert nicht aus eigenem Antrieb die Brände gelegt hatte und zu ihm gekommen war. Da mußte schon mehr dahinterstecken, und zwar ein gewisser Plan, der möglicherweise nicht von ihm persönlich stammte.

»Ja, ich denke auch.«

Lambert richtete sich wieder auf. Er bewegte sich durch das Büro, ließ Sir James aber nicht aus den Augen. »Ich würde Ihnen raten, keine dumme Bewegung zu machen. Nicht aufzustehen und auch nicht zum Hörer des Telefons zu greifen. Sie wären schneller ein Aschehaufen, als sie überhaupt begreifen könnten.«

»Ich habe verstanden.«

»Dann sind wir uns einig.« Lambert drehte sich wieder um, damit er Sir James anschauen konnte. »Haben Sie sich in der letzten Minute nicht gefragt, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin?«

»Schon. Nur habe ich mir keine Gedanken darüber gemacht. Sie werden es mir schon sagen.«

»Richtig getippt. Ich bin gekommen, um die andere Phase meines Plans in Angriff zu nehmen.«

»Wie sähe die aus?«

»Feuer, Sir!«

Vorsichtig griff der Superintendent zu seinem Glas und trank einen Schluck Wasser, was sein Besucher zuließ, wobei er den Mann allerdings nicht aus den Augen ließ. Er stellte das Glas wieder weg

und fragte: »Wollen Sie das Yard Building in Flammen setzen?«
»Das könnte geschehen.«
Sir James zeigte seine Überraschung nicht. Er schluckte nur etwas heftiger. »Aber das ist nicht der einzige Grund, weshalb Sie mich besucht haben.«
»Ist er nicht.«
»Ich höre.«
»Wie Sie wissen, habe ich einen Plan mit auf den Weg bekommen.« Auf der Schreibtischkante nahm Lambert Platz und schlug lässig ein Bein über das andere. »In diesem Fall ist mir der Bau nicht so wichtig wie gewisse Menschen, die darin arbeiten.«
»Zu denen auch ich zähle.«
»Richtig.« Die Augen waren wie zwei kalte, grüne Glaskugeln auf das Gesicht des Superintendenten gerichtet. Es sah aus, als würden sie jeden Augenblick zerplatzen und Feuerströme entlassen, aber das traf nicht zu. Sie blieben cool.
»Wer noch?«
»Muß ich das sagen?«
»Ich möchte es gern von Ihnen hören.«
»Sie habe ich schon erwähnt, Sir James. Da bliebe vor allen Dingen ein gewisser John Sinclair, der ganz besonders. Hinzu käme Suko und auch noch diese Frau, sie heißt Jane Collins. Sie stehen auf der Linie ganz oben. Ich werde aber weitermachen und auch die Familie Conolly vernichten, doch ihnen gönne ich noch eine Galgenfrist bis zur Nacht. Bei den anderen kann ich für nichts garantieren. Ach so, ich habe noch die Chinesin vergessen.«
»Verstanden«, sagte Sir James.
»Ist das Ihr ganzer Kommentar?«
»Nein. Nur muß ich Sie enttäuschen. Von den angesprochenen Personen bin nur ich greifbar. Sie werden weder John Sinclair, Suko, noch Jane Collins hier finden. Das ist Ihr Pech. Sie hätten sich einen anderen Zeitpunkt aussuchen sollen.«
Lambert lächelte. »Meinen Sie denn nicht, daß der oder die eine noch einmal zurückkehren?«
»Das sicherlich, aber…«
Er ließ Sir James nicht ausreden. »Sie werden kommen, verlassen Sie sich darauf. Ich kenne sie, ich kann sie einschätzen.«
»Tatsächlich? Woher?« Sir James rückte die Brille zurecht. »Mir ist nichts davon bekannt, daß Mr. Sinclair Sie kennt. Da müssen Sie ihm und mir einiges voraushaben.«
»Man hat mich gut informiert, Sir James.«
»Ach – nicht Sie selbst?«
»Nein.«
»Wer war es dann?«

Wieder fingen die Augen an zu funkeln. »Jemand, der diesen Sinclair und seine Freunde verdammt haßt. Jemand, der sich geschworen hat, ihn zu vernichten.«

»Da gibt es aber viele.«

»Ja, aber nur einen Dracula II!«

Für einen Moment bewegten sich die Hände des Mannes hinter dem Schreibtisch. Sie krallten sich zusammen, und er spürte, wie sein Fleisch zusammengedrückt wurde. Plötzlich lag alles so kalt vor ihm. Natürlich, wenn sich jemand einen bösen Vampir-Trick ausdenken konnte, dann war es der ehemalige BKA-Kommissar Will Mallmann, jetzt besser bekannt unter seinem Kampfnamen Dracula II bekannt.

»Er also.«

»Ja.«

»Er hat Sie geschickt?«

Lambert nickte.

Die Augen hinter den dicken Brillengläsern des Mannes verengten sich. »Er hat ein Wesen geschickt, das ein Feuer-Vampir ist. Ausgerechnet Feuer, denn ein Blutsauger fürchtet das Feuer ebenso wie der Teufel das Weihwasser. Was ist geschehen, daß diese Regel plötzlich nicht mehr zutrifft? Was mußte passieren?«

»Ich mußte vernichtet werden.«

»Sie?« Aus dem Wort klang Unglaube.

»So ist es. Mallmann vernichtete mich. Ich habe zuviel gewollt, ich wollte in seiner Welt ebenfalls herrschen, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als mich zu verbrennen. Ich verbrannte vor seinen Augen zu Asche. Das war es.«

»Wie können Sie dann hier sitzen?«

Der Feuer-Vampir lächelte wissend. »Weil auch Vampirasche für Dracula II ein besonderer Stoff ist. Diese Asche, vermischt mit dem alten Blut aus dem Stein, ließ mich wieder neu entstehen. Ein frischer, ein neuer Beau Lambert wurde geboren, und diese Geburt und meine neue Stärke verdanke ich einzig und allein ihm. Ich bin so reif, daß mir sein Feuer nichts mehr ausmacht. Im Gegenteil, ich kann es nun genießen. Ich lebe damit, ich existiere mit den Flammen, und ich bin in der Lage, sie sogar selbst zu produzieren. Wenn ich will, kann ich dieses Büro innerhalb weniger Augenblicke in eine Flammenhölle verwandeln…«

»Das glaube ich sogar. Sie haben es heute morgen bewiesen. In diesem Café, nicht?«

»So ist es.« Lambert rutschte von der Schreibtischkante. »Sie sind gut informiert.«

»Das muß auch so sein.«

»Dann weiter. Ich möchte Ihnen gern eine Demonstration meines Könnens zeigen…«

»Ich verzichte.«
»Doch!« Beau Lambert fuhr herum. »Ich werde Ihnen zeigen, wozu ich fähig bin.« Er bückte sich und griff nach seiner Perücke. Er hatte sie dabei über seine linke Hand gestülpt und schleuderte sie auf die rechte zu, die auffangbereit war. Dann brachte er seine linke Hand an das Haar. Er rieb es nur kurz.
Sir James schaute zu. Er hörte das knisternde Geräusch und sah plötzlich die kleinen Flammen zwischen dem Kunsthaar tanzen. Er bekam aber auch mit, daß sie aus den Poren der Haut gedrungen waren, um die Perücke in Brand zu setzen, und der Vampir schleuderte das stinkende Etwas zu Boden, wo er es austrat.
»Nun?« fragte er, den Blick fordernd auf Sir James gerichtet.
Der verzog die Lippen. »Soll ich jetzt Beifall klatschen?«
»Nein.«
»Ich hätte es auch nicht getan.«
Die weichen, weibischen Lippen verzogen sich von einem breiten Lächeln. »Das brauchen Sie auch nicht. Es verlangt niemand von Ihnen, Sir. Ich will etwas anderes.«
»Und was?«
Lambert streckte den linken Arm und auch den Zeigefinger aus.
Damit deutete er auf das Telefon. »Sie werden jetzt den Hörer nehmen und in Sinclairs Büro anrufen.«
»Was sollte das bringen?«
»Ihn, Sir. Ihn soll es herbringen. Ich will, daß Sinclair hier erscheint.«
Sir James Powell lehnte sich zurück. »Darf ich fragen, was Sie danach vorhaben?«
Beau Lambert nickte. Seine Augen nahmen dabei an Größe zu. Er breitete auch die Arme aus, so daß sich die Handflächen gegenüber lagen. »Ich kann ihnen eine Antwort geben!« flüsterte er mit einer Stimme, die bei Sir James eine Gänsehaut verursachte. »Ich werde euch verbrennen, euch beide.«
Plötzlich huschten Flammen aus seinen Handflächen. Aus jeder Fläche eine, und die Flammen tanzten wie eine elektrische Funkenbrücke zwischen den Händen hin und her.
Er klatschte sie zusammen, das Feuer verschwand. Dann schnickte er mit den Fingern und bedachte das Telefon mit einem Blick.
»Nehmen Sie den Hörer, rufen Sie an.«
Sir James legte seine Hand auf den Apparat. »Was ist, wenn er noch nicht eingetroffen ist?«
»Er wird da sein, keine Sorge.«
»Na denn«, sagte der Superintendent und hob den Hörer ab. Seine Finger zitterten nicht, als er die Nummer wählte. In seinem Innern aber sah es anders aus, denn auch ein sonst so cooler Mann wie Sir James wußte, was Angst ist…

***

Ich war wieder im Büro eingetroffen und wurde von Glenda Perkins mit einem frischen Kaffee empfangen. »Du bist allein?« wunderte sie sich.

»Ja, noch.« Ich berichtete, daß Suko, Jane und Shao in die Wohnung des Paares gefahren waren.

Glenda nickte, als sie die Tasse anhob und sie mir reichte. Es war schon mehr ein Becher, und den würde ich auch ohne Schwierigkeiten leeren. »Aus dem Radio habe ich mitbekommen, was da abgelaufen ist. Man sprach sogar von Toten. Stimmt das?«

Ich trank erst, nickte, dann setzte ich mich. »Leider sind zwei Frauen umgekommen.«

Glenda bekam einen Schauder. »Dann sind zum erstenmal Tote zu beklagen?«

»So ist es.«

»Und…?«

»Was meinst du damit?«

»Ist wieder derselbe Typ von den Zeugen gesehen worden?«

»Ja, auch von Shao. Und wir haben sogar einen Namen für ihn gefunden. Es ist der Feuer-Vampir.«

Glenda, die sich ebenfalls gesetzt hatte, schüttelte den Kopf. »Ich bin zwar keine Fachfrau, aber so etwas paßt einfach nicht zu einem Blutsauger.«

Ich kämpfte gegen einen kleinen Frosch im Hals, deshalb konnte ich nur sprechen und nicht nicken. »Da hast du recht«, sagte ich nach dem dritten Räuspern. »Trotzdem müssen wir uns damit abfinden. Ein Feuer-Vampir ist neu.«

»Das denke ich auch.« Sie hob die Schultern. »Und man muß sich vorstellen, daß er durch London zieht und irgendwann damit beginnt, ein Haus nach dem anderen anzuzünden?«

Ich lächelte schief. »So könnte man es sehen. So haben wir zuerst auch gedacht.«

»Warum nicht mehr?«

Ich stellte die halbleere Tasse zur Seite. »Das ist nicht leicht zu erklären. Uns ist der Gedanke gekommen, daß es dieser Feuer-Vampir auch auf uns abgesehen hat. Wir haben spekuliert und sind zu dem Entschluß gekommen, daß möglicherweise ein gewisser Will Mallmann dahintersteckt. Er ist der Mann im Hintergrund, der diesen Feuer-Vampir steuert.«

Glenda bekam nicht nur große Augen. Auf ihrem Gesicht malte sich auch der Schrecken ab. »Meinst du wirklich?«

»Ich würde es nicht beschwören, aber es ist durchaus möglich.«

Ich trank wieder Kaffee, diesmal einen großen Schluck. »Darüber möchte ich gleich mit Sir James reden.«

Glenda nickte mir zu. »Er wartet auch auf dich.«
»Ja, ja, schon gut. Auf eine Minute mehr oder weniger wird es schon nicht ankommen.«
»Bleiben Jane, Shao und Suko denn in der Wohnung?«
»Vorerst ja.«
»Wie wollen sie sich schützen?« fragte Glenda. »Wie wollt ihr euch überhaupt schützen? Wenn das Feuer plötzlich auf dich zustürmt, kannst du nichts machen, John.«
»Das stimmt leider.«
»Also…?«
Ich trank den letzten Schluck und stellte die Tasse endgültig weg.
Von der Außenseite her grinste mich ein Gesicht an, das mir die Zunge herausstreckte. »Du hast mich direkt gefragt, Glenda, und kriegst auch eine direkte Antwort. Ich weiß es nicht. Ich weiß einfach nicht, wie wir uns schützen sollen.«
»Und dein Kreuz?«
Ich hob die Schultern. »Daran habe ich auch gedacht. Aber würde es die Flammen zurückhalten?«
»Das hat es doch schon getan.«
Ich stand auf. »Beim Höllenfeuer, Glenda. Beim kalten Höllenfeuer ist ihm dies gelungen. Aber dieser Vampir sendet normale Flammen ab. Da kann auch mein Kreuz nichts für mich tun.«
Glenda Perkins schloß für einen Moment die Augen und schwieg.
Was sie dachte, konnte ich mir vorstellen. Deshalb ging ich zu ihr und streichelte über ihr Haar. »Keine Sorge, meine Liebe, bisher haben wir noch immer einen Ausweg gefunden.«
»Ja, das schon«, flüsterte sie, die Augen noch immer geschlossen.
»Aber diesmal…«
Das Läuten des Telefons unterbrach sie. Ich wollte schon abheben, aber Glenda war schneller. Für einen Moment lauschte sie, dann huschte ein flüchtiges Lächeln um ihre Lippen. »Natürlich, Sir. Ich sage ihm Bescheid. John ist gerade gekommen.« Sie nickte und sagte dann: »Ja, er wird sofort kommen.« Sie legte auf.
Ich wußte, wer mich sprechen wollte und ging zur Tür. Spaltbreit hatte ich sie schon geöffnet, als ich Glenda hörte.
»John…?«
Ich drehte mich um. »Was ist denn?«
Sie saß auf ihrem Stuhl wie ein kleines Mädchen, das weder ein noch aus wußte. Dann hob sie die Schultern. »Ich weiß es selbst nicht, John, aber ich habe ein komisches Gefühl.«
»Das vergeht.«
»So meine ich das nicht.«
»Wie dann?«
»Es… es … liegt an dem Anruf, John. Einfach an Sir James. Seine

Stimme, sie … sie …«

»Was ist mit ihr?« Ich hatte mich längst wieder umgedreht und Glenda angeschaut.

Sie runzelte die Stirn. »So genau kann ich dir das auch nicht sagen, aber sie klang bedrückt. Völlig anders als sonst. Ich kenne sie als freundlich oder ärgerlich, hin und wieder auch als neutral. Nun klang sie gepreßt, als wollte er uns indirekt eine Warnung zuschicken. Verstehst du, John?«

»Nicht so ganz.«

»Sorry, aber ich kann auch nicht konkreter werden. Ich muß mich da schon auf mein Gefühl verlassen.«

»Danke.«

»Wofür denn?«

»Daß du dir derartige Gedanken machst.« Ich schickte ihr noch ein Lächeln, dann ging ich.

Was Glenda nur immer hatte. Sie war mittlerweile nervöser geworden als diejenigen, die unmittelbar mit dem Fall zu tun hatten.

Nein, nein, da hatte sie sich schon geirrt.

Auf der anderen Seite kannte sie Sir James sehr gut. Im Gegensatz zu Suko und mir war sie jeden Tag mit ihm zusammen. Bei dieser beruflichen Vertrautheit lernt man einen Mensch schon kennen. Sir James hatte also gepreßt gesprochen. Wann spricht jemand gepreßt?

Doch nur, wenn er unter Druck steht.

Das konnte ich mir bei ihm nicht vorstellen. Es wäre unnormal gewesen. Was aber war in diesem verdammten Fall des Feuer-Vampirs schon normal?

Gar nichts…

Da stimmten die Regeln nicht mehr, da lief einiges quer, und dieser Gedanke kam mir, als ich vor der Bürotür meines Chefs stoppte.

Auf einmal wußte ich nicht, ob ich einfach hineingehen sollte oder nicht.

Was brachte mein Zögern?

Zumindest eine Lauschpause, und die setzte ich sofort in die Tat um. Bücken, das Ohr an das Holz der Tür legen, dann die Sinne anspannen und darauf hoffen, daß kein Kollege über den Flur kam, der sich wer weiß was vorstellte.

Ich hörte nichts.

Keine Unterhaltung, keine anderen Geräusche. Im Büro herrschte die übliche Ruhe, die immer vorhanden ist, wenn jemand allein dort hinter dem Schreibtisch sitzt und auch nicht telefoniert.

Etwas beschämt kam ich mir schon vor, als ich mich erhob und dann anklopfte.

»Ja, John…«

Ich öffnete die Tür, warf einen Blick nach rechts, zum Schreibtisch

hin, wo Sir James seinen Stammplatz hatte.

Das alles war mir in Fleisch und Blut übergegangen. Nur saß er nicht an seinem Schreibtisch.

Das wäre noch nicht außergewöhnlich gewesen. Oft genug stand er am Fenster und schaute hinaus.

Diesmal nicht.

In diesem Fall hielt er sich inmitten seines Büros auf. Und er war nicht allein. Eine Person mit gelbblonden Haaren und schockgrünen Augen hielt ihn fest, den Blick über den kleinen Sir James hinweg auf mich gerichtet.

Ich wußte sofort, wer da vor mir stand, und mein Magen krampfte sich zusammen.

Der Feuer-Vampir aber lachte, bevor er sagte: »Es liegt an dir, Sinclair, ob dein Chef brennt oder nicht…«

***

Ein Bluff? Nein, das glaubte ich nicht. Dieser dämonische Bastard bluffte nicht, denn das hatte er schon bei den von ihm gelegten Bränden bewiesen.

Ich tat also nichts und nickte nach wenigen Sekunden. »Darf ich zumindest die Tür schließen?«

»Darfst du, Sinclair!«

Meinen Namen kannte er ebenfalls. Die Informationen schienen bei ihm auf dem höchsten Stand zu sein, und ich war gespannt, wie es weitergehen würde. Gleichzeitig spürte ich auch den Druck der Furcht, die meine Brust umschnürte. Ich hatte seine Worte nicht vergessen, eine heiße Warnung, denn ich traute ihm durchaus zu, daß Sir James mit ihm zusammen in Flammen aufging, was einer Gestalt wie ihm nichts ausmachte. Er war schließlich so etwas wie eine Feuergeburt.

Mit dem Fuß trat ich die schwere Bürotür zu. Sie glitt nur langsam dem Schloß entgegen, und ich bekam Zeit, mir diesen ungewöhnlichen Vampir genauer anzuschauen.

Daß er zu den Blutsaugern gehörte, sah ich an seinen langen Blutzähnen. Dieses Gebiß war sicher nicht künstlich, seine Haare sahen aus wie Stroh.

Das Gesicht paßte zu einem Mann ebenso wie zu einer Frau. Es bestand aus den beiden Hälften, es war ein Mittelding. Es war weich, für eine männliche Person aber zu weibisch, und deshalb für einen normal empfindenden Menschen irgendwie widerlich.

Bei einer nicht so absurden Begegnung wie dieser hätte er mir sicherlich keine Angst eingeflößt, dafür aber Unbehagen, denn da kannte ich mich gut genug.

Ein Arm nur war um den Körper meines Chefs geschlungen, und er

lag quer über seiner Brust. Es war kein unbedingt harter Griff, mehr eine Demonstration, doch Sir James wagte nicht, sich zu bewegen, und sicherlich wußte er auch den Grund.

»Und nun?« fragte ich, spreizte die Arme und zeigte, daß ich gewillt war, nichts zu unternehmen.

»Du hast doch eine Waffe«, flüsterte er.

»Stimmt.«

»Nimm sie behutsam hervor und wirf sie einfach weg! Aber hüte dich, auch eine Kugel würde nichts bringen. Ich bin schneller, Sinclair, viel schneller, und ich bin nervös, denn ich stecke voller Hitze, voller Flammen. Es brennt in meinen Adern, und ich warte nur darauf, bald zu explodieren. Wenn das geschieht, ist es aus.«

Sir James bestätigte indirekt seine Worte. »Er hat recht, John. Er hat verdammt recht. Ich spüre ihn, und ich merke seine Hitze. Aber tun Sie, was Sie für richtig halten.«

»Klar, Sir, klar.« Da mich der Feuer-Vampir nicht aus den Augen ließ, bewegte ich die Hand sehr vorsichtig. Ich hatte sie im Ausschnitt meiner Jacke verschwinden lassen, bewegte sie nach links, und dann berührten die Finger den Griff der Beretta.

Sehr vorsichtig zog ich die Waffe heraus und legte auch nicht alle Finger um den Griff. Der andere beobachtete mich genau, seine grünen Augen schienen zu funkeln wie Diamanten.

»Schön, Sinclair. Jetzt weg damit.«

Mit einer lässigen Bewegung schleuderte ich sie zur Seite. Sie rutschte noch bis neben den Schreibtisch, wo sie liegenblieb. Der Feuer-Vampir war zufrieden. Er deutete es durch ein Nicken an.

»Darf ich eigentlich deinen Namen erfahren?« erkundigte ich mich. »Ich möchte wissen, mit wem ich es zu tun habe.«

Er lachte. Nein, es war nur ein Lächeln. Ein flüchtiges Verzerren der Lippen. »Natürlich darfst du das wissen, Sinclair. Ich bin Beau Lambert, nicht mehr und nicht weniger.«

»Schön, wo kommst du her?«

»Aus der Vampirwelt«, sagte Sir James. »Er ist von unserem Freund Mallmann geschickt worden. Er ist einer, der aus der Asche geboren wurde. Mallmann hat mit ihm experimentiert, und er hat so etwas vollbracht wie Doktor Frankenstein. Ein Vampir aus der Asche. Zuerst vom Feuer zerstört, jetzt resistent dagegen, aber nicht nur das. Er schafft es sogar, das Feuer zu produzieren. Stimmt es?«

»Wunderbar, Sir James. Sie haben so vollkommen recht. Besser hätte ich mich auch nicht beurteilen können.«

»Mallmann?« fragte ich.

»Ja, er hat mich verbrannt und wieder neu erschaffen. Aus der alten Asche.«

Ich mußte schlucken. Das war mir neu. Klar, dieser Dracula II würde

sich immer wieder etwas Neues einfallen lassen. Er lebte in seiner Vampirwelt, dort war er sicher, dort konnte er planen, um diese Pläne dann in die Tat umzusetzen. Ich konnte trotzdem nicht alles hinnehmen. Die Sache hatte sicherlich noch einen Haken.

»Einfach so?« fragte ich. »Hat er die Asche genommen und sie zu einem Körper geformt?«

Beau Lambert lächelte wieder. »Durch den Stein, Sinclair. Er nahm den Blutstein. Er nahm etwas aus seiner Füllung. Das alte Blut hatte seine alte Kraft noch nicht verloren. Meine Asche hat sie bekommen, und nun spüre ich sie in mir. Dieses Blut hat mich stark gemacht. Es war der Saft des großen Vlad Dracula. Ich merke es. Ich werde unüberwindbar sein, denn wer will schon einen Flammenmann stoppen? Feuer ist für mich etwas Wunderbares. Ich habe gelernt, es zu kontrollieren, aber ich werde auch dich noch kontrollieren müssen, Sinclair. Ich weiß, daß du etwas bei dir trägst, das auch Dracula II nicht gefällt. Es ist ein Kreuz, und ich will, daß du es abnimmst. Nur abnehmen, nicht reden. Ich bin immer schneller als deine Worte.«

Man hatte ihn tatsächlich eingeweiht. Mallmann fürchtete mein Kreuz, er wußte auch weshalb, und er hatte dafür gesorgt, daß auch Lambert sich vorsah.

Ich würde also nicht dazu kommen, die Aktivierungsformel zu sprechen. Beau Lambert war immer schneller als ich. Zudem war mir von Zeugenaussagen bekannt, daß diese Person innerhalb einer Sekunde zu einem mörderischen Flammenball werden konnte.

Nicht zuletzt Shao und ihre Bekannte hatten es demonstriert bekommen.

Es sah nicht gut aus, überhaupt nicht gut. Dieses Wesen war tatsächlich erschienen, um uns zu verbrennen. Wir aber würden nicht mehr aus der Asche hervor erwachen, für uns war dann die Sache gelaufen.

»Mach schon!« forderte er mich auf.

»Natürlich!« Ich fragte mich, wie er anschließend handeln würde.

Zuvor kam ich seinem Befehl nach, und Sir James schaute mir dabei zu. Hinter den Gläsern der Brille wirkten seine Augen unnatürlich groß. Es mußte an den Gläsern liegen, denn ein Mann wie er hatte sich in der Gewalt und zeigte seine Angst nicht.

Die Kette scheuerte leicht über meine Haut, das Kreuz glitt – noch versteckt an meiner Brust in die Höhe, und auch der Feuer-Vampir veränderte sich.

Zumindest zeigte er, wie erregt er war. Er stand nicht unter Strom, wie man normalerweise sagte, er stand unter Feuer, und das war auch für mich spürbar.

Seine Haut veränderte sich auf eine ungewöhnliche Art und Weise. Sie wurde rot, vielleicht war sie auch dünner geworden und stand

kurz vor dem Platzen.
Ich mußte mich von dem Gedanken befreien, daß in den Adern des Wesens vor mir Blut floß. Wenn überhaupt dort etwas zirkulierte, dann war es Feuer. Flammen, die sich dicht unter der Haut wie ein Kreislauf aufbauten.
Er sah das Kreuz!
Für einen winzigen Augenblick zuckte er zusammen. Dann verschwand ein Teil der Farbe aus seinen Augen, aber er hatte den Mund noch weiter geöffnet, und zwischen seinen Lippen erkannte ich die unruhige Bewegung der Flammen.
Diese Warnung reichte mir, um erst gar nicht auf den Gedanken zu kommen, etwas zu unternehmen. Ich blieb gelassen, ließ das Kreuz pendeln und warf es dann weg.
Nicht weit von der Beretta entfernt landete es. Weit genug für ihn, zu weit für mich, und Beau Lambert entspannte sich. Eine dunkle, wie verbrannt wirkende Zunge leckte über seine Lippen, bevor er mir zunickte. »Ja, das war gut, Sinclair. Ich hätte nicht gedacht, daß es so einfach sein würde.«
»Manchmal irrt man eben!«
»Sogar Mallmann fürchtete sich. Der große Dracula II. Das kann ich nicht begreifen.«
»Er wird seine Gründe gehabt haben.«
Lambert kicherte. »Bestimmt, und ich werde ihn danach fragen, Sinclair, darauf kannst du dich verlassen. Aber später, wenn ich deine Asche zusammengekehrt habe und sie ihm überbringen werde. Er wird sich freuen, er wird jubeln, das kann ich versprechen.«
Ich war gespannt darauf, wie es weitergehen würde. Ich konnte mir vorstellen, daß er plötzlich explodierte und dieses Büro in eine Flammenhölle verwandelte. Wenn ich dabei Sir James anschaute, so sah er aus, als würde er ebenfalls jede Sekunde damit rechnen. Das entnahm ich seinem Blick.
Noch passierte nichts.
Warten.
Sekunden vergingen. Lambert genoß seinen Triumph. Er suchte nach Worten, um mir gewisse Dinge klarzumachen, und hatte sie endlich gefunden. »Ich möchte dir einen Tausch vorschlagen, Sinclair. Einen ganz einfachen Tausch.«
»Aha. Und welchen?«
»Komm her!«
Noch blieb ich stehen. »Was geschieht dann?«
»Du sollst zu mir kommen. Ich will dich haben. Wenn nicht, wird dein Chef verbrennen!«
Das war kein Bluff, denn so etwas hatte eine Person wie Lambert nicht nötig. Dieser Feuer-Vampir durfte auf keinen Fall unterschätzt

werden. Er war im wahrsten Sinne des Wortes brandgefährlich, und ich mußte das tun, was er verlangte.

Nur stellte ich mir die verzweifelte Frage, wie ich aus dieser Lage wieder herauskommen sollte. Bisher war mir noch keine Möglichkeit eingefallen. Durch die Geiselnahme meines Chefs hielt Beau Lambert alle Trümpfe in der Hand.

»Willst du nicht, Sinclair?«

»Doch, ich werde kommen.« Mein Lächeln sah bitter aus. »Es ist nur so. Ich muß mich erst an die neue Rolle gewöhnen.«

»An die des Verlierers, denke ich.«

»Kann sein.«

»Dann komm endlich!«

Es trennten uns nicht mal drei Schritte, und diese Entfernung war rasch zusammengeschmolzen. Lambert wartete auf mich und schaute einzig und allein mich dabei an. In den grünen Augen las ich nicht einen Funken Gefühl. Sie waren von einer gläsernen Kälte.

Ich konnte mir vorstellen, daß sie jeden Augenblick zersprangen und mir ihren feurigen Inhalt entgegenschleuderten.

Als ich die Hälfte der Distanz hinter mich gebracht hatte, bewegte sich der Vampir. Er drückte Sir James zur Seite und streckte mir seinen rechten Arm entgegen. »Komm her, Sinclair«, flüsterte er mit vibrierender Stimme. »Komm nur zu mir. Ich habe auf dich gewartet, und ich habe Mallmann versprochen, dich zu umarmen. Ist das nicht wunderbar? Wir beide ganz nah, so nah wie ein Liebespaar, das schließlich in seiner leidenschaftlichen Glut verbrennt.« Er amüsierte sich über seine eigenen Worte. Er lachte schrill und verrückt.

Ich bekam mit, wie mein Chef den Kopf schüttelte. Auch er hielt diesen Blutsauger für einen Spinner, aber er sagte nichts. Jedes Wort wäre verschwendet gewesen. Noch wurde er festgehalten, aber der Vampir hatte ihn gedreht und mit der linken Hand den hinteren Kragen seines Jacketts umfaßt.

Mit der rechten winkte er mir zu. Die Augen leuchteten,, das Lächeln auf seinen Lippen verstärkte sich, auch die Haut nahm wieder eine andere Farbe an. Als ich aus der Nähe gegen sie schaute, hatte ich den Eindruck, als würde sie sich bewegen. Das mochte an dem liegen, was sich direkt unter ihr tat. Dort tanzten wohl die Feuerzungen.

Das Gesicht meines Chefs zeigte einen verkniffenen Ausdruck. In einer Lage wie dieser hatte er noch nie gesteckt. Und ich auch nicht, wenn ich ehrlich sein sollte.

Verdammt, mir war noch immer kein Ausweg eingefallen. Selbst Sir James wurde nervös. Er schwitzte, aber er wagte es nicht, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Die Lage spitzte sich immer weiter zu.

Ich wurde herangewinkt. »Komm her, Sinclair. Ich liebe es, dich zu

umarmen…«

Ich gehorchte und trat näher. Zum erstenmal roch ich ihn. Es war ein Geruch, den ich zu Beginn nicht einordnen konnte. Er stank nach Feuer, nach Verbranntem, und gleichzeitig roch er auch nach Rauch oder Asche.

So genau war er nicht zu definieren, aber das spielte in diesem Moment auch keine Rolle. Für mich zählte nur, daß es mir in der letzten Sekunde gelang, einen Ausweg zu finden.

Ohne Waffen?

Ich kam nicht zurecht, ich war plötzlich hilflos, Wurde aber abgelenkt, als Sir James ins Taumel geriet. Er hatte einen Stoß bekommen und war zur Seite gefallen.

Lambert hatte beide Hände frei. Er griff blitzartig zu. Wie Klauen umfaßten sie meine Schultern, dann zog er mich an sich heran, und zum erstenmal hatten wir Kontakt.

Ich spürte ihn und die Hitze.

Er strahlte sie ab. Sie drang durch meine Kleidung hindurch. Die Zähne schimmerten vor mir. Sie waren wohl mehr ein Alibi. Er brauchte das Blut nicht so dringend, für ihn zählten einzig und allein die Flammen. »So«, sagte er nur, »jetzt wirst du zu Asche…«

Ich wußte, daß er dies innerhalb einer winzigen Zeitspanne wahrmachen konnte. Daß Sir James sich auf das Kreuz und die Beretta zubewegte, bekam ich nur am Rande mit, denn ich hatte mich auf etwas konzentriert, das möglicherweise die Rettung bedeutete.

Nur mußte ich schneller sein.

Und ich tat es!

***

Es kam tatsächlich einem Akt der Verzweiflung gleich, aber mir fiel keine andere Lösung ein.

Hinter dem Vampir befand sich das Fenster und gar nicht mal so weit entfernt. Darunter lagen zehn Stockwerke, doch an das dachte ich nicht mehr, als ich den Körper mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft nach hinten rammte, ihm noch folgte und mit beiden Fäusten seine Brust genau in der Mitte traf.

Lambert flog zurück.

Er prallte gegen die Scheibe.

In diesem Moment entflammte er.

Plötzlich loderten die Flammen, doch zugleich zerbrach das Glas, und dahinter gab es keinen Halt mehr. Ein brennender Mensch, so mußte es für andere aussehen, segelte dem Erdboden entgegen, der zehn Stockwerke tiefer lag. Ich wußte nicht, was ich in diesen Augenblicken dachte, als ich auf das zerbrochene Fenster zustürmte.

Ich hörte nur, wie Sir James immer wieder sagte: »Mein Gott, mein

Gott…«
Dann schaute ich nach unten…

***

Der brennende Körper befand sich noch auf der Reise nach unten.
Er bot ein Bild, wie es dieses Haus wohl noch nie erlebt hatte. An der Fassade entlang wischte eine brennende Gestalt entlang nach unten, ein feuriges Bündel, das sich im Fallen noch bewegte, denn Lambert schlug mit Armen und Beinen um sich, als wollte er versuchen, irgendwo Halt zu finden. Wenn er es auch geschafft hatte, auf einem bestimmten Gebiet die Naturgesetze zu kippen, hier brachte er es nicht fertig. Er mußte wie jeder andere Mensch auch der Erdanziehung Tribut zollen, und er würde wie ein harter Stein auf den Boden klatschen.
Aber würde er vernichtet sein?
Ich glaubte nicht daran, während ich den Fall noch immer verfolgte. Fiel er langsamer als ein normaler Mensch, oder bildete ich mir dies alles nur ein?
Wahrscheinlich war es Einbildung. Allein deshalb, weil ich den Fall so intensiv erlebte. Schließlich war ich der Hauptbeteiligte neben Sir James gewesen.
Auch der Superintendent wollte sehen, was geschah und hatte sich neben mich gedrängt. Beide waren wir nach vorn gebeugt, der Körper fiel noch immer, und es war natürlich einigen Menschen aufgefallen, die stehengeblieben waren, um zu sehen, was dort aus der Höhe zu ihnen herabsegelte. Daß wir Schreie hörten, war wohl nur Einbildung, aber Arme reckten sich nach oben und zeigten auf den Vampir.
Dann klatschte er auf.
Das war für uns genau das Startzeichen. Wir wollten keine Sekunde länger im Büro bleiben, und ich wunderte mich, wie flott mein Chef Sir James plötzlich war. Er schaffte es sogar, mit mir Schritt zu halten…

***

Er fiel!
Er schrie!
Er war wütend!
Sein großartig ausgetüftelter Plan war von diesem verfluchten Sinclair zunichte gemacht worden. Dabei hatte ihn Mallmann gewarnt, und er hatte diese Warnungen auch ernst genommen. Daß ihm ein waffenloser Sinclair trotzdem noch gefährlich werden konnte, damit aber hatte er nicht rechnen können.
Noch immer klang das Splittern und Platzen des Glases in seinen Ohren. Er fluchte innerlich und ärgerte sich auch darüber, daß er nicht in der Lage war, seinen Fall zu stoppen. Die Luft hatte keine

Balken, es gab nichts, woran er sich hätte festhalten können. Er würde fallen und fallen und dann aufschlagen.

Ein zerschmetterter Körper. Einer, bei dem nichts mehr so war wie zuvor.

Das wäre der Normalfall gewesen, sogar bei einem normalen Vampir, aber nicht bei ihm.

Er brannte, und sein Körper hatte sich dabei aufgelöst. Er bestand nur mehr aus Flammen, er hatte das Feuer dank seiner Kräfte intensiviert, so daß es keine Knochen, keine Haut, kein gar nichts mehr gab. Wenn er aufprallte, würde nichts brechen oder zersplittern, da war er einfach nur eine Feuermasse.

Während des Flugs drehte er sich. Für einen Beobachter mußte es so wirken, als hätte jemand einen brennenden Teppich einmal um die eigene Achse gerollt.

Beau Lambert aber wollte nach unten schauen und dabei sehen, wo er genau aufschlug.

Da war die Straße.

Autos fuhren, Menschen bewegten sich auf dem Gehsteig, aber diese Bewegungen hatten den sonst üblichen Fluß verloren, denn nicht nur Passanten war aufgefallen, was sich dort oben abspielte und an der Hauswand entlang nach unten fiel.

Auch Autofahrer hatten das brennende Bündel entdeckt und angehalten. Ob es dabei einen Auffahrunfall gegeben hatte, interessierte keinen Menschen, denn viel wichtiger war der brennende Gegenstand, der aus der Höhe fiel.

Lambert schaute hin. Obwohl sein Körper praktisch nur aus Feuerzungen bestand, konnte er genau sehen, wo er aufprallen würde.

Es war nicht die Straße, dazu hielt er sich zu nahe an der Hauswand.

Es würde der Gehsteig sein, und er wurde auch nicht von einem Windstoß erfaßt und weggetragen.

Die Menschen, die sich ungefähr dort aufhielten, wo er aufprallen würde, rannten weg. Es kam zu einem kleinen Chaos, weil sie zusammenprallten, und plötzlich war das Flammengebilde da.

Es prallte auf.

In den letzten Sekunden schien die Zeit schneller abgelaufen zu sein. Der Vampir landete auf dem Boden. Er spürte keinen direkten Aufprall, auf ihn wirkte die Landung so, als würde er sich auf dem Gehsteig breit verteilen.

Es war nur das Feuer, das seine Arme zuckend und gelbrot in verschiedene Richtungen drängte, als würde es dort nach Beute suchen, aber keine finden.

Schreie gellten auf. Polizisten erschienen plötzlich. Sie waren noch zu weit weg, um eingreifen zu können, denn auch Lambert wußte, daß er jetzt verdammt schnell sein mußte.

Völlig geräuschlos veränderte sich die Form der Flammen. Sie zuckten und huschten dabei auf die Mitte zu, um sich dort in die Höhe zu schrauben wie ein übergroßer brennender Tannenzapfen.

In Sekundenschnelle malte sich hinter dem brennenden Vorhang eine dunkle Gestalt ab. Zuerst nur ein Schatten, der er jedoch nicht blieb, denn von innen her bekam er seine feste Form.

Der Schatten war verschwunden.

Der Vampir war entstanden.

Völlig heil. Es war nichts gebrochen. Flattriger Rauch umgab ihn, als er startete und mit langen Sätzen quer über die Straße hinweg die Flucht aufnahm.

Die Polizisten kamen zu spät, und die Zeugen standen nur da mit offenen Mündern.

Sie begriffen nichts…

***

Auch wir kamen zu spät. Sir James und ich hätten uns gern Flügel gewünscht, leider mußten wir uns auf das Tempo des Expreßlifts verlassen. So rasant er auch fuhr, es verging doch viel Zeit, bis wir das Erdgeschoß endlich erreicht hatten und die dort arbeitenden Kollegen große Augen bekamen. Wann sahen sie schon einen der Chefs wie ein Irrwisch durch die Halle rennen?

Da, wo der Vampir aufgeprallt war, hatte sich eine Menschentraube gebildet. Auch Polizisten befanden sich zwischen ihnen, und sie hatten mit den Zeugen eines gemeinsam. Die Ratlosigkeit war ihnen von den Gesichtern abzulesen.

Stimmen sprachen und schrieen durcheinander. Es wurde mit sehr deutlichen Worten wiederholt, was man gesehen hatte. Ich achtete nicht darauf und drängte mich durch den Kreis der Gaffer. Endlich erreichte ich den Ort, wo Lambert gelegen hatte.

Da war nichts mehr zu sehen.

Kein Fleck auf dem Boden, keine Feuerzunge, die über den Asphalt tanzte, einfach nichts.

Ich schaute Sir James an, er blickte mir ins Gesicht. Die Kollegen waren dabei, die Passanten zur Seite zu drängen. Aussagen brauchten wir nicht, wir wußten auch so, was passiert war.

Ein ziemlich ramponiert aussehender Sir James stand vor mir.

Wann hatte jemals seine Krawatte schief gehangen? Ich zumindest konnte mich daran nicht erinnern. »Er hat uns geleimt, John. Er hat uns letztendlich noch reingelegt, obwohl es das Beste gewesen ist, was Sie hatten tun können, als sie ihn durch die Scheibe in die Tiefe stießen.«

»Das fiel mir zum Glück noch ein.«

Sir James schaute sich um, als wollte er nach einem in der Nähe

liegenden Versteck dieser Gestalt suchen, aber da war nichts mehr zu sehen. Aus und vorbei.

»Wir stehen wieder am Beginn, John.«

»Stimmt.«

Seine Lippen bildeten einen Strich. »Am Beginn des Falles, von dem wir nicht wissen, wie er weitergeht.«

»Nicht so ganz, Sir. Er hat doch mit Ihnen gesprochen.«

»Ja richtig.« Sir James schlug sich gegen die Stirn. »Er ist gekommen, um uns zu vernichten.« Ich bekam aufgezählt, wer alles auf seiner Liste stand. Da fehlten weder Jane, Shao, Suko noch die Conollys.

»Es ist zumindest gut, daß wir Bescheid wissen«, sagte ich.

»Wie wollen Sie ihn stoppen?«

Die Frage war berechtigt, und ich hatte mir darüber auch meine Gedanken gemacht. »Ich glaube, Sir, es gibt eine Möglichkeit. Ja, das müßte klappen«, sagte ich und nickte.

»Was denn?«

»Später, Sir. Wichtig ist jetzt, daß Jane, Shao und Suko Bescheid wissen.«

»Und dann?«

»Werde ich in meine Wohnung fahren. Zuvor allerdings muß ich noch bei jemand anrufen.«

»Bei wem?«

»Bill Conolly, Sir. Er wird uns weiterhelfen können, denke ich.«

Mein Chef schaute mich an, als hätte ich ihm einen schmutzigen Antrag gemacht. »Können Sie das nicht genauer formulieren, John?«

»Könnte ich schon, möchte ich aber nicht. Wollen Sie sich überraschen lassen?«

»Bleibt mir etwas anderes übrig?«

»Das weiß ich nicht.« Nach dieser Antwort hatte ich es mehr als eilig, denn jetzt kam es auf Minuten an. Ich ging nicht davon aus, daß Beau Lambert seinen Plan änderte. Er wollte unseren Tod, und davon brachte ihn niemand ab…

***

Suko hatte den Anruf entgegengenommen, hatte auch eine Weile zugehört und den Hörer dann mit einer sehr nachdenklichen Geste wieder zurück auf den Apparat gelegt.

Shao und Jane hatten es sich auf der Couch bequem gemacht, was nur äußerlich so wirkte. Tatsächlich steckten die beiden ebenso voll innerer Spannung wie Suko.

»Wer war es denn?« fragte Shao, als Suko sich langsam umgedreht hatte und mit der Hand über seine Stirn fuhr, den Blick nachdenklich zu Boden gesenkt. Erst als er in seinem Sessel hockte, bekam die Chinesin ihre Antwort.

»Es war John.«
»O – und?«
»Er wäre beinahe verbrannt. Und Sir James mit ihm.«
Mit dieser Antwort hatten die beiden Frauen nicht gerechnet. Sie saßen plötzlich so bewegungslos auf der Couch, als wären sie dort festgeklebt. »Was war?« hauchte Jane. »Weißt du mehr?«
»Ein wenig.«
»Dann rede doch!«
»Stimmt das tatsächlich?« flüsterte Shao, die es noch immer nicht glauben konnte.
»Ja, ja, ja!« rief Suko, aufgeregt wie selten. »Welchen Grund sollte John haben, uns zu belügen?« Er schüttelte den Kopf. »Mein Gott, das ist haarscharf gewesen. Sein Leben hat an dem berühmten seidenen Faden gehangen.« Wieder strich er über sein Gesicht, weil er sich erst sammeln mußte. Dann berichtete er so gut wie möglich, was er durch den Anruf erfahren hatte. Die beiden Frauen hörten angespannt zu, und noch immer zeichnete sich auf ihren Gesichtern Unglaube ab.
Shao schwieg, Jane aber hatte sich gefangen. Sie dachte schon wieder wie eine Detektivin. »Und dieser Lambert, wie er heißt, ist einfach verschwunden?«
»Ja. Er hat sich auf der Reise in die Tiefe verwandelt. Er ist zu einer Flamme geworden. Sein Körper muß sich dabei wieder in Asche aufgelöst haben, umtanzt von den Flammen, und er ist anschließend, nach dem Aufschlagen, was man so überhaupt nicht sagen kann, wieder zu einem Vampir geworden.«
»Kannst du das begreifen, Suko?«
»Noch nicht.«
Shao stand auf und ging zum Fenster. Dort schüttelte sie den Kopf. »Ich komme da auch nicht mit«, gab sie zu und drehte sich wieder um. »Aber ich will euch sagen, daß es mir nicht gut geht. Ich habe Angst. Dieses Wesen ist unberechenbar, und es scheint keinerlei Hindernisse für es zu geben.«
»Willst du nicht konkret werden?« fragte Suko.
»Was meinst du?«
»Du rechnest doch damit, daß uns der Feuer-Vampir hier besuchen wird – oder?«
Sie nickte heftig. »Das habe ich deinen Worten entnommen. Hast du uns nicht selbst gesagt, daß John uns gewarnt hat? Und wir die Augen offenhalten sollen.«
»Richtig, das werden wir auch.«
»Was ist eigentlich mit John? Wo treibt er sich herum? Will er nicht kommen?«
»Doch, doch, er wollte so schnell wie möglich hier sein. Aber er mußte noch etwas besorgen.«

»Was denn?«
Suko hob die Arme und ließ sie wieder fallen. »Das hat er mir leider nicht gesagt. Er hat ziemlich geheimnisvoll getan. Es muß aber mit den Conollys zusammenhängen.«
»Das war blöd von ihm«, sagte Jane. »Hat er denn keine Andeutung gemacht?«
»Nur, daß wir ihm vertrauen sollen.«
»Hört sich nach Supermann an. So kenne ich ihn nicht.«
»Ich auch nicht«, bestätigte Shao.
Suko nahm seinen Freund gegen die beiden Frauen in Schutz.
»Wartet es ab. Einmal ist er dem Flammen-Vampir entkommen. Vielleicht ist ihm dabei etwas eingefallen.«
»Das hätte er uns aber sagen können!« beschwerte sich Jane. »Und was sollen wir jetzt machen? Hier in dieser Wohnung bleiben und auf den Feuer-Vampir warten? Wie hieß er noch gleich?«
»Lambert, Beau Lambert.«
»Ah ja.«
»Es wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben. Lambert will uns vernichten. Um das zu können, muß er uns erst einmal haben. Da wir hier versammelt sind, wird er wohl irgendwann einmal erscheinen, und wir können ihn erwarten.«
»Womit? Welche Waffen haben wir, Suko?«
»Das weißt du doch selbst.«
»O ja. Ich trage eine kleine Pistole bei mir, die mit geweihten Silberkugeln geladen ist. Aber glaubst du tatsächlich, daß wir damit gegen ihn ankommen? Gegen eine Gestalt, die praktisch nur aus Asche und Feuer besteht?«
»Schwer.«
»Eben.«
Shao tippte Suko an. »Wie ist es mit dir? Würde uns dein Stab oder die Dämonenpeitsche helfen?«
»Schon eher.«
Jane legte Einspruch ein. Sie deutete mit der ausgestreckten Hand auf den Inspektor. »Nein, Suko, bestimmt nicht, wenn er hier als Flammenbündel vor uns steht.«
»Da kann sie recht haben«, sagte Shao. »Es hätte auch keinen Sinn, wenn ich meine Armbrust hole und versuche, ihn mit einem Pfeil zu vernichten. Ob es uns paßt oder nicht, aber wir müssen einsehen, daß der Feuer-Vampir ein verdammt harter Brocken ist.«
»Bleibt nur John als Hoffnung«, murmelte Jane, »obwohl ich davon auch nicht hundertprozentig überzeugt bin.«
»Falls er rechtzeitig hier erscheint«, fügte Shao noch hinzu.
»Auch das.«
»Zunächst einmal muß er in das Haus«, sagte Suko.

Jane konnte das harte Lachen nicht unterdrücken. »Das wird für ihn kein Problem sein.«
»Kann hinkommen«, gab Suko zu. »Es wäre trotzdem sinnvoll, wenn wir dem Hausmeister Bescheid geben würden. Er soll uns anrufen, wenn jemand das Haus betritt, dessen Beschreibung auf Lambert paßt.«
»So dumm wird er nicht sein.«
»Ich will auch nur alle Möglichkeiten abchecken, Jane.«
»Okay, tu, was du nicht lassen kannst.« Die Detektivin war nervös, das wußte sie selbst. Sie ignorierte auch den verwunderten Blick, den Suko ihr zuwarf. Wie eine Gefangene schritt sie in der Wohnung auf und ab, schaute mal zur Decke, dann auf ihre Schuhe oder die Wände.
Suko telefonierte inzwischen mit dem Hausmeister, der sich bei Mietern wie ihm und John über nichts mehr wunderte, dafür hatte er schon zu viel erlebt.
»Ist gut, Suko, ich werde die Augen offenhalten.«
»Das ist nett, Tom.« Der Inspektor legte auf.
»Fühlst du dich jetzt wohler?« fragte Jane.
»Kaum. Aber ich möchte mir, wenn es soweit ist, keinen Vorwurf machen.« Er holte die Dämonenpeitsche hervor und schlug einmal den Kreis. Sechs Augen schauten zu, wie die drei Riemen aus der Öffnung schlangengleich hervorglitten und sich auf dem Boden verteilten. Suko hob die Peitsche an und steckte sie umgekehrt wieder zurück in seinen Gürtel.
Jane Collins deutete auf die Peitsche. »Wenn dieser Lambert hier als Feuerball erscheint, Suko, und du schlägst mit der Peitsche zu, werden die Riemen verbrennen. Das ist doch kein normales Feuer. Erinnere dich daran, was Shao gesagt hat. Sie war eine Zeugin und hat erlebt, wie unnatürlich schnell sich die Flammen ausbreiten können.«
»Es ist auch nur zur Sicherheit.« Suko schaute Jane Collins hart an. »Was ist eigentlich los mit dir, Jane? So kenne ich dich gar nicht. Du kommst mir so verändert vor, du…«
»Soll ich dir sagen, was mit mir los ist?«
»Bitte.«
»Ich habe Angst, Suko. Eine verdammte, irre und hündische Angst vor dieser Person. Sie ist nicht mit normalen Waffen zu fassen. Sie ist einfach unberechenbar. Kannst du… kannst du … Feuer mit einer Silberkugel löschen? Oder Asche damit vernichten?«
»Nein.«
»Eben.«
Shao drückte Jane zurück auf die Couch. »Sollen wir beide uns einen Cognac genehmigen?«
»Das wäre nicht einmal schlecht.«
»Warte, ich hole ihn.« Shao öffnete den Barschrank, wo Flaschen und

Gläser standen.
Jane und Suko schwiegen. Beide schauten sie gegen die Wand. Es war die Trennwand zu John Sinclairs Wohnung, und beide kriegten plötzlich große Augen, als sie den feurigen Fleck sahen, der sich darauf abzeichnete.
Er war schon da.
Er brannte sich durch.
Shao fielen die beiden Gläser aus den Händen und zerbrachen klirrend auf dem Boden.
Dann trat der Feuer-Vampir ein…

***

Trotz seiner kleinen Niederlage war Beau Lambert relativ zufrieden.
Er hatte sein Ziel zwar nicht beim ersten Anlauf erreicht, aber es war ihm auch kein Zeitpunkt gesetzt worden, und so konnte er sich ruhig bewegen und auch nachdenken.
Man hatte ihn mit den entsprechenden Informationen gefüttert.
Und natürlich wußte er, wo seine beiden Hauptfeinde John Sinclair und dieser Suko wohnten.
Lambert konnte sich nicht vorstellen, daß sich Sinclair nach diesen Ereignissen in seiner eigenen Wohnung aufhielt. Er würde andere Dinge zu tun haben, und deshalb beeilte sich der Feuer-Vampir so schnell wie möglich, sein Ziel zu erreichen.
Er nahm wieder ein Taxi.
Der Fahrer freute sich, als er den Geldschein sah, der ihm schon zuvor hingehalten wurde. »Wo soll es denn hingehen?«
Beau gab die Adresse an. »So schnell wie möglich.«
»Ich werde mein Bestes geben, Sir.«
Er gab sein Bestes, und Lambert lächelte, als er sein Ziel erreichte.
Er zahlte großzügig und eilte auf den Glaseingang zu. Es gab einen Hausmeister, der aber telefonierte und hatte für den Eingang keinen Blick. So erreichte Beau Lambert ungesehen einen der Fahrstühle, der zudem noch unten stand.
Er huschte hinein.
Den Knopf für die entsprechende Etage fand er schnell. Der Lift schoß hoch, und Lambert spürte wieder die Erregung, die ihn umklammert hielt. In der engen Kabine war er sogar zu riechen, denn er hinterließ eine zittrige Rauchspur.
In der entsprechenden Etage verließ er den Lift und schaute sich auf dem immer halbdunklen Flur um, der leer war.
Er lächelte. Dann strich er über sein Haar und spürte, wie aus ihm kleine Flämmchen stiegen und über seine Hände huschten. Das Feuer machte ihm nichts aus. Jemand, der schon einmal verbrannt war, konnte nicht mehr verbrennen.

Er wußte auch, wo Sinclair wohnte.
Eine Tür brauchte er nicht zu öffnen. Kurz vor ihr flammte er auf, und unter der Türritze hinweg schob sich der Flammenteppich in die Wohnung hinein, ohne irgend etwas zu verbrennen. Auch diese Kontrolle besaß er, weil es ihm möglich war, das Feuer kraft seiner Gedanken zu lenken.
Sinclair war nicht da.
Ihn konnte er zunächst einmal vergessen. Aber nicht den Chinesen, der nebenan wohnte.
Beau Lambert konnte sich vorstellen, daß der Inspektor nicht allein war. Zumindest seine Freundin würde bei ihm sein. Um so besser, dann würde er zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen können.
Vor der Trennwand blieb er stehen.
Wieder entflammte er innerhalb einer Sekunde, und wieder durchströmte ihn ein Glücksgefühl darüber, daß so etwas überhaupt möglich war. Seine weibischen Lippen zeigten ein Lächeln, dann war der Körper verschwunden, und das Feuer drückte sich gegen die Wand, die ihm keinen Widerstand bot. Er konnte in die andere Wohnung hinein…

***

Vom Rover aus hatte ich bei den Conollys angerufen und nur gehofft, daß Bill im Haus war. Er konnte mir helfen. Sheila wäre auch in der Lage gewesen, doch sie hätte wahrscheinlich zu viele Fragen gestellt. Da war es schon besser, wenn ich mit Bill redete.
Er war da, mußte aber geholt werden, da Sheila ihn dazu verdammt hatte, im Garten aufzuräumen.
»Hi, John, was ist…?«
»Keine Floskeln, Bill, es geht um Sekunden.«
»Was ist?«
»Ich brauche etwas von dir.« Während ich fuhr, legte ich die Karten offen auf den Tisch. Bill war natürlich mehr als überrascht.
Selbstverständlich wollte er mir helfen, und ich rückte mit einem Vorschlag heraus. Ich erklärte ihm, wo ich mich befand und fragte dann: »Kannst du mir entgegenkommen?«
»Klar, läßt sich machen.«
»Dann bitte sofort.«
»Welcher Treffpunkt?«
Ich hatte mich schon für ein Kino entschieden, denn dort gab es einen Parkplatz, der auch Bill bekannt war.
»Ich fliege, John.«
»Das reicht nicht. Nimm den Überschall.«
»Bis gleich.«
Als ich den Hörer auflegte, war ich schweißgebadet. Sir James hatte

mir meine Waffen zwar wieder zurückgegeben, die aber konnten wirkungslos gegen diesen Feuer-Vampir sein. Wenn Mallmann mit derartigen Gestalten durchkam, mußten wir Angst vor seinen verfluchten Plänen haben. Dem traute ich zu, daß er die Welt mit seinen Feuer-Vampiren überschwemmte, sollte es ihm gelingen, diese Teufel in Serie herzustellen…

***

»Das ist doch nicht wahr!« ächzte Jane mit einer Stimme, die verriet, daß für sie sämtliche negativen Vorstellungen wahr geworden waren. »Das kann doch nicht sein…«

Es konnte sein.

Er kam!

Und er genoß diesen Auftritt, jedenfalls hatten die drei den Eindruck. Er schob sich durch die Wand, sein Körper brannte, nein es gab keinen Körper, dieser Vampir war nichts anderes als eine wandelnde, übergroße Flamme.

Sie kamen sich selbst vor wie Figuren, die angenagelt worden waren, denn keiner von ihnen reagierte. Dieser unerklärliche magische Auftritt hatte ihnen schlichtweg den Atem geraubt. Eine lebende Flamme zu sehen, war unwahrscheinlich. Hinzu kam, daß sich die Hitze der Flamme auf einen Punkt konzentrierte, eben auf sich selbst, und daß dabei nichts anderes anbrannte. Kein Feuer, das sich ausweitete, Einrichtungsgegenstände erfaßte oder an der Tapete hochglitt. Beau Lambert hatte das Feuer unter seiner Kontrolle, aber wehe, wenn er sich veränderte, dann würde diese Wohnung in Sekundenschnelle zu einer Flammenhölle.

Die Gesichter der drei waren bleich geworden. Hinter ihren Stirnen jagten sich die Gedanken, und Suko dachte daran, daß er seine Peitsche schlagbereit wieder zurück in den Hosenbund gesteckt hatte, damit allerdings nichts erreichen konnte, weil es keinen Sinn hatte, gegen Feuer zu kämpfen. Löschen würde er die Flammen mit der Dämonenpeitsche nicht. Eher würde das Gegenteil eintreten und die drei Riemen verbrennen.

Der Feuer-Vampir hatte sich jetzt aus dem Mauerwerk hervorgedrückt. Er war nur mehr ein flammendes Gespenst, für das die Regeln der Physik nicht mehr galten.

»Mein Gott«, hauchte Jane, »ich habe es gewußt. Verdammt noch mal, ich wußte es…«

Shao sprach nicht. Sie stand noch immer in der Nähe des Barschranks, die Arme halb erhoben, als hielte sie weiterhin die gläsernen Schwenker in den Händen.

Es war nichts zu hören, das Feuer brannte lautlos. Kein Fauchen, kein Zeichen dafür, daß es Sauerstoff aus der Luft holte, der große

Flammenzapfen brannte ruhig, und er bewegte sich dabei vor, als würde ein Mensch auf zwei Beinen gehen.

Von Beau Lambert war nichts zu sehen, bis zu dem Zeitpunkt, als er den Mittelpunkt des Zimmers bildete und seine drei Opfer genau unter Kontrolle hatte.

Da bewegte sich etwas innerhalb dieser nach oben abgerundeten und dennoch etwas spitz zulaufenden Flamme. Ein Schatten entstand. Jeder sah ihn, und Suko wollte reagieren, doch aus dem Feuer drang die düstere und warnende Stimme. »Laß es sein, es würde sich alles auf der Stelle ändern.«

Sukos Hand zuckte zurück.

Keine Peitsche, kein Stab, hier hatte der Feuer-Vampir die Kontrolle übernommen. Suko erinnerte sich deutlich an den Bericht seines Freundes John. Durch ihn wußte er, daß Lambert auf keinen Fall bluffte. Er war so stark und mächtig, um die Puppen nach seiner Fasson tanzen zu lassen.

Und er erschien.

War zuerst nur sein Schatten innerhalb der Flamme zu sehen gewesen, so dunkelte er noch nach. Sechs Augen konnten verfolgen, wie er allmählich härter wurde, wie der Schatten einfach nicht mehr vorhanden war, denn aus ihm allein hatte sich eine Gestalt gebildet.

Er war es.

Beau Lambert, der Feuer-Vampir. Gelbhaarig, in der giftgrünen Kutte, mit Flammen, die groß oder klein wie Daumen über seinem Kopf tanzten, sich ansonsten zurückhielten.

»Ich bin die Macht«, sagte er. »Ich bin der Tod. Die andere Welt hat mich entlassen, diese aber hat mich aufgenommen, und in ihr werde ich meine Zeichen setzen.«

Es war der Punkt, als auch Suko den Schock überwunden hatte und wieder in der Lage war, sprechen zu können. »Was willst du von uns?« fragte er. »Uns verbrennen?«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich habe den Auftrag von Dracula II erhalten, aber das braucht euch nicht mehr zu interessieren. Diesmal werde ich es schaffen. Euer Freund Sinclair hat Glück gehabt, viel Glück, aber auch ich kann nicht an alles denken. Doch nun bin ich gewarnt. Es wird für mich keinen Flug mehr aus dem Fenster geben. Ich bin in diese Wohnung eingedrungen und werde sie erst wieder verlassen, wenn ich eure Asche eingesammelt habe, um sie in die Vampirwelt zu schaffen.«

»John Sinclair wird dich jagen!« sagte Suko. »Bei einer zweiten Begegnung wird er dich vernichten.«

»Das soll euch nicht kümmern. Es könnte aber auch sein, daß ich ihn vernichte.«

»Versuche es.«
»Erst bei euch.« Die grünen Augen waren auf Suko gerichtet. Der Inspektor wußte, daß er als erster daran glauben sollte. Er war in den Augen des Feuer-Vampirs die gefährlichste Person, und auch Shao spürte, was sich dort anbahnte.
»Nein«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Nein, tue es nicht, verdammt noch mal.«
»Halt den Mund!«
Shao wollte es nicht. Sie blieb nicht mehr stehen. Sie ging auf den Feuer-Vampir zu.
Suko ahnte, daß es ein Fehler war. »Nicht, Shao, laß es sein!«
Sie blieb tatsächlich stehen.
Beau Lambert lächelte. Seine Haut bekam dabei eine rötliche Farbe, als wäre in seinem Innern ein Ofen angeheizt worden. Nicht nur Suko wußte, daß dieses Wesen dicht vor der endgültigen Tat stand.
In diesem Augenblick geschah etwas anderes, womit keiner von ihnen gerechnet hatte.
Sie hörten, wie die Wohnungstür aufgeschlossen wurde, bekamen auch die Schrittgeräusche mit, und kurz darauf auch die abgehetzt klingende Stimme ihres Freundes John Sinclair.
»Seid ihr hier und okay…«

***

Mit diesen Worten zog ich die offenstehende Tür zum Wohnzimmer ganz auf. Was ich erwartet hatte, wußte ich nicht, aber eine Ahnung hatte mich schon vorsichtig werden lassen, denn in dem Fahrstuhl war mir durchaus ein bestimmter Geruch aufgefallen, so daß ich damit rechnen konnte, Lambert zu finden.
Daß nichts geschehen war, hatte mich zunächst beruhigt, doch dieses Gefühl verschwand wie schnell fließendes Wasser, denn plötzlich stand ich im Raum und sah ihn!
Er hatte alles unter Kontrolle. Suko, Shao und Jane rührten sich nicht, sie brannten auch nicht lichterloh, aber ich hatte dennoch das Gefühl, im letzten Augenblick gekommen zu sein, denn die Lage stand auf des Messers Schneide.
»John…« Jane Collins stöhnte meinen Namen hervor. »Meine Güte, verschwinde und …«
»Du bleibst!«.
Beau Lambert hatte gesprochen, und natürlich erwartete er, daß ich dem Befehl auch Folge leisten würde.
Ich tat es gern, denn ich sah keinen Grund, jetzt zu verschwinden, und Lambert freute sich. »Jetzt habe ich euch alle vier zusammen. Damit ist ein Wunschtraum erfüllt worden. In der Flammenhölle zu Feuer werden, alle vier auf einmal. Dracula II wird eine irre Freude

haben und seinen Thron in der Vampirwelt mit mir teilen.« Er war so erregt, daß in seinen grünen Augen feurige Funken tobten und sich dieses Feuer auf seine Haut übertrug, denn sie glühte bereits wie eine zu heiße Ofenplatte. Wenn diese Gestalt jetzt explodierte, hatten wir keine Chance, dann würde uns das Feuer wie ein Sturmwind überfallen. Ich dachte daran, daß ich ihn noch für eine kurze Zeit aufhalten mußte und sagte deshalb: »Ich werde nicht sterben!«

Beau Lambert lachte. »Was willst du denn tun? Hier ist kein Fenster, aus dem du mich stoßen kannst!«

»Das hatte ich auch nicht vor.«

»Mit der Beretta und…«

»Nein auch nicht.« Ich hatte die rechte Hand bisher hinter dem Rücken versteckt gehalten. Es war dem Feuer-Vampir nicht aufgefallen, und er war auch zu überrascht, als ich die Hand hinter dem Rücken wieder hervorholte.

»Was ist…?«

»Damit!« sagte ich nur und freute mich, daß er sich so sicher gefühlt hatte und erst jetzt etwas von der Gefahr merkte.

Da war es zu spät, denn da hatte ich die Mündung der Goldenen Pistole bereits auf ihn gerichtet und abgedrückt…

***

Beau Lambert tat nichts. Wahrscheinlich hatte er sich über das leise Ploppen gewundert. Und dann schaute er auf das, was da aus der Mündung geschossen war und auf ihn zukam. Ein Stück Schleim, so groß wie ein Finger, etwas oval, und diese magische und mörderische Ladung klatschte gegen seinen Körper, bevor dieser noch in Flammen aufgehen konnte. Was dann geschah, lief so schnell ab, daß wir es selbst kaum nachvollziehen konnten. Der Schleim hatte getroffen und breitete sich blitzschnell aus. Er umfaßte den Körper, er bildete plötzlich ein riesiges Ei mit durchsichtigen, aber auch unzerstörbaren Wänden, aus denen der Feuer-Vampir nicht mehr hervorkam.

Er versuchte alles.

Plötzlich flammte sein Körper auf. Er war nur mehr ein einziges Feuerbündel, und jetzt kam es darauf an.

Hielt die Haut oder nicht?

Sie hielt, denn der absolut vernichtende Schleim vom Planet der Magier, mit dem die Goldene Pistole gefüllt war, tat auch hier seine Pflicht. Es war eine ultimative Waffe, das wußte auch ich. Sie einzusetzen, war gefährlich, und sie war auch nur für den Notfall gedacht, der hier eingetreten war.

Mein Freund Bill hatte mir die Waffe überlassen, denn ich hatte keine andere Möglichkeit mehr gesehen, dieses dämonische Wesen zu stoppen. Und der Schleim arbeitete in seinem Innern. Wir schauten zu,

wie er dicke Tropfen an den Innenwänden bildete, die nach unten flossen, oder wenn sie zu stark waren, nach unten klatschten.

Von der Spitze aus fielen sie herab und sie erwischten das Ziel mit einer bewundernswerten Treffsicherheit.

Sie klatschten in das Feuer hinein. Ob es zischte, war für uns nicht zu hören, aber es gelang ihnen, die Flammen zu löschen. Genau dort, wo sie nicht mehr zu sehen waren und sich dann Asche gebildet hatte, wurde diese ebenfalls zerstört.

Die unerklärliche magische Säure, was immer es auch sein mochte, löste selbst die Asche auf. Sie verdampfte das Zeug, und es war zu sehen, daß keine Rückstände mehr blieben. Zumindest keine, aus denen sich etwas Neues hätte entwickeln können.

Das Feuer sackte zusammen.

Die Asche sackte ineinander.

Sie fiel in die Lache hinein, die sich am Grund des Ovals gebildet hatte. Dort schäumte sie jedesmal auf, wenn sie aufgelöst wurde, und auch die kleinen Feuerzungen, die sich noch an den Innenwänden gehalten hatten, konnten nichts mehr zerstören.

Der Rest des Feuer-Vampirs schwappte in der Lache, die den unteren Boden ausfüllte.

Kein Feuer mehr.

Nur noch dieses zitternde und tanzende Oval, das zerstört werden mußte, denn ich hatte durch den Schuß ein gefräßiges Monster geschaffen, das, einmal in die Welt gesetzt, sich auf die Suche nach Leben machen würde, um es zu vernichten. Es würde sich dann aufbauen und zu einer riesigen Blase werden, die einem gefräßigen Monstrum glich.

Unter dem normalen Abzug der Pistole befand sich noch ein kleinerer. Ihn drückte ich.

Ein Pfeil wischte hervor.

Er klatschte in die große Killerblase hinein und zerstörte sie auf der Stelle. Es war eben die Gegenmagie, der die Blase nichts entgegenzusetzen hatte.

Zurück blieb ein feuchter Fleck auf dem Teppich. Keiner von uns konnte sich vorstellen, daß dies einmal ein Feuer-Vampir gewesen war…

***

Ich fing an zu zittern. Die Beine wollten nachgeben, als wäre ich plötzlich zu schwer für sie geworden. Die Aktion hatte mich gestreßt und aufgeputscht. Es war zuletzt tatsächlich um Sekunden gegangen, und ich verlor auch meine gesunde Gesichtsfarbe. Das merkten die beiden Frauen ebenfalls. Bevor ich mich versah, waren sie bei mir, und dann wurde ich von Shao und Jane verwöhnt, die es kaum fassen

konnten, daß sie gerettet waren, ebenso wie Suko, der auf dem Fleck stand und den Kopf schüttelte.

Mich aber setzte man auf die Couch. Von zwei Seiten redeten die Frauen auf mich ein. Ich wußte überhaupt nicht, was ich sagen sollte, schließlich kriegte ich einen Cognac.

Dann klingelte es.

Suko öffnete.

Bill Conolly betrat die Wohnung. Er hatte es draußen nicht ausgehalten und war mir gefolgt.

Als er uns sah, verschwand die Anspannung aus seinem Gesicht.

Ein Lächeln breitete sich aus. »So gut wie du möchte ich es auch einmal haben, Alter. Sitzt zwischen zwei Frauen auf der Couch und läßt sich verwöhnen.«

Ich lachte und prostete ihm zu. »Jeder bekommt das, was ihm zusteht, Bill.«

»Klar.« Er lächelte hinterhältig. »War es nicht meine Pistole, die euch gerettet hat?«

Dieser alte Schwerenöter. Aber er hatte recht. Es war seine Waffe gewesen.

»Da hat er recht, Mädels«, sagte ich. »Ihr müßt euch auch bei ihm bedanken.«

Das ließen sich Jane und Shao nicht zweimal sagen. So war auch für Bill Conolly die Welt wieder in Ordnung. Nicht aber für Sir James, denn als wir ihn später anriefen, beschwerte er sich über die Kälte in seinem Büro, die durch das zerstörte Fenster drang.

»Dagegen kenne ich ein Mittel, Sir. Wenn Sie etwas Heißes wollen, dann gehen Sie nicht zu… na ja, Sie wissen schon.«

»Nein, weiß ich nicht. Sondern.«

»Holen Sie sich einfach einen Feuer-Vampir. Bei ihm wird ihnen bestimmt heiß genug…«

»Sehr witzig«, sagte er und legte auf.

Deshalb hörte er auch nicht mehr unser befreites Lachen…

ENDE